Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Dritter Band.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe

in

zwölf Bänden.

Dritter Band.

Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Tausend und Ein Tag

im Orient.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Dritter Band.

Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Inhaltsverzeichniß.

Verzeichniß

der

im dritten Bande vorkommenden Lieder.

Dreiunddreissigstes Kapitel.

Adel-Chan, der letzte Utzmey von Kaitach.

(Schluß.)

Ich bin, aufrichtig gesagt, in diesem Augenblick ein wenig in Verlegenheit, wie ich den Faden meiner Erzählung weiter spinnen soll. An Stoff fehlt es freilich nicht, es ist vielmehr Ueberfluß daran vorhanden; das Unangenehme besteht nur darin, daß sich unter der Menge der hier vorkommenden Bilder viele gar zu sehr unter einander ähnlich sehen. Mord folgt auf Mord, Verrath auf Verrath, und Hochzeit auf Hochzeit.

Wenn ich einen Roman schriebe, könnte ich mir die Sache sehr erleichtern, alles Störende sondernd ausscheiden, die Lücken durch interessante Episoden ergänzen, jedem Räuber einen sentimentalen Tugendhelden zur Seite stellen, den handelnden Personen schöne Phrasen in den Mund legen, durch eine absichtliche Verwickelung eine spannende Entwickelung herbeiführen, und was dergleichen Hülfsmittel mehr sind. So aber bin ich genöthigt, festen Schrittes auf dem nackten Boden der Wirklichkeit fortzuwandeln und jedem lockenden Rufe der Phantasie ein taubes Ohr zu leihen, wenn ich meiner Aufgabe, eine ungeschmückte wahrhafte Schilderung merkwürdiger Thatsachen in möglichst engem Rahmen vor die Augen des Lesers zu führen, nicht untreu werden will. Ich nehme daher

keinen Anstand, hier wieder mit einer Liebesgeschichte zu beginnen, obgleich ich erst das vorhergehende Kapitel mit einer solchen beschlossen habe.

Elder-Beg liebte Fatima, die jüngere Tochter Ibul-Begs, deren Anmuth und Schönheit so groß war, daß noch heute in den Aoulen des Daghestan Lieder zu ihrem Preise gesungen werden. Fatima's Eltern machten Schwierigkeiten, ihre Einwilligung zu der Heirath zu geben, da nach den Adelsgesetzen des Daghestan die in der Ehe mit einer jüngern Tochter des Hauses gezeugten Kinder nicht als Begs angesehen werden; sie schlugen daher dem Bewerber die Hand ihrer ältesten Tochter Bikä vor. Elder-Beg aber, von Leidenschaft hingerissen, schwur auf den Koran, kein anderes Weib, als Fatima, heimzuführen und blutige Rache zu nehmen, wenn man sie ihm verweigerte. Er gelobte beim Propheten, trotz allen Adelsgesetzen, die Kinder, welche ihm Fatima gebären werde, falls es Knaben sein sollten, als Begs anzuerkennen. Die besorgten Eltern ließen sich durch Elder-Begs Schwüre beschwichtigen und gaben ihm ihre Tochter zur Frau. Die Hochzeitsfeierlichkeiten wurden mit ungewöhnlichem Glanze und Aufwande, unter Beobachtung der im Daghestan herkömmlichen Förmlichkeiten vollzogen.

Da jedoch nur Wenigen in Europa die bei einer Hochzeit im Daghestan üblichen Förmlichkeiten bekannt sein werden, so dürfte eine kurze Schilderung derselben hier vielleicht an ihrem Platze sein. Wir werden dabei einen Augenblick von unserer Erzählung ausruhen und die angedeutete Schilderung hier als Episode einschalten, unter dem Titel:

Hochzeitsgebräuche im Daghestan.

Nach altherkömmlicher Sitte des Landes soll der Bräutigam vor der Hochzeit seine Auserkorene nicht sehen. Von

dieser alten Regel finden jedoch im Daghestan unter hundert Beispielen neun und neunzig Ausnahmen statt.

Zwar würde kein Muselmann den Frevel begehen, unerlaubt die wohlverwahrten und heilig gehaltenen Gemächer der Frauen zu betreten, aber die Frauen sind auch nicht immer so eingekerkert und bewacht, wie man irrthümlich glaubt. Bei schönem Wetter spielen und tanzen die Mädchen gewöhnlich Stunden lang, wie am Tage so Abends beim Mondschein, zum Schalle der Tamburine auf den Dächern der Häuser. Da schleichen denn die jungen Bewerber liebäugelnd umher, um von irgend einer Schönen einen freundlichen Wink oder einen gunstverheißenden Blick zu erspähen.

Zwar sind die Gesichter der Tatarinnen immer mit Tüchern verhüllt, doch wissen die hübschen ihre Tücher stets so zu binden oder nach Umständen so zu verschieben, daß ein aufmerksamer Beobachter vom Gesicht genug sehen kann, um das Uebrige zu errathen.

Der Vater giebt sein Jawort nicht sogleich, sondern verlangt erst Bedenkzeit; bestimmt jedoch genau den Tag, an welchem die Antwort erfolgen soll. Dann wird die Sache weitläufig zwischen der Mutter und den Verwandten berathen, Erkundigungen über die Vermögensumstände, über die Sitten und die Verwandtschaft des Bewerbers eingezogen u. s. f.

Erfolgt endlich am bestimmten Tage die Zusage, so beginnen neue Unterhandlungen um den K ä b i n oder die Kaufsumme, welche dem Vater der Braut ausbezahlt werden muß. Am Vorabend der Hochzeit begiebt sich der Bräutigam mit seinen Freunden ins Bad. Nach Beendigung der vorgeschriebenen Waschungen wendet sich der Zug unter dem Schalle der Tamburine und des Dudelsacks wieder der Wohnung des Bräutigams zu, der von zwei Knaben begleitet wird, wovon einer zur Linken und der andere zur Rechten geht. Im Hause beginnen alsdann die inzwischen schon vorbereiteten Schmau-

fereien und Festlichkeiten. Die Braut befolgt dasselbe Ceremoniell. Auch ihr gehen zwei kleine Mädchen zur Seite, und sie bewirthet ebenfalls ihre Freundinnen, und wird von diesen zur Hochzeit geschmückt. Am folgenden Morgen erscheinen die Verwandten und Freunde des Bräutigams auf festlich geschmückten Pferden und gefolgt von ohrenzerreißender Musik, um die harrende Braut abzuholen, welche, gehörig aufgeputzt und verschleiert, auf einen Esel gesetzt wird, während, je nach dem Bedürfniß, eine oder mehrere Araba's [1]) ihre Kleider, Geräthschaften, kurz ihre ganze Aussteuer zur Schau nachführen.

Die Sitte erheischt, daß die Braut dem Bräutigam von seinen Verwandten entgegengeführt werde, doch haben diese keine geringe Mühe, die Neuvermählte den Armen ihrer Freunde und Angehörigen zu entreißen, welche zum Schein alles Mögliche aufbieten, die zu Entführende mit Gewalt zurückzuhalten. Es entspinnen sich nun zwischen den beiden Parteien scherzhafte Kämpfe und Gefechte um den Besitz der Braut, wobei geschossen, geschrieen, getrommelt und gelärmt wird, daß einem die Ohren gellen. Feuert irgend einer der Gäste sein Gewehr auf den Boden ab, statt in die Luft zu schießen, so wird dies als ein großer Schimpf für die Braut betrachtet, welcher gewöhnlich mit dem Tode bestraft wird. Ueberhaupt ist es hier nichts Seltenes, daß sich bei diesen Scherzkämpfen ein paar Gäste die Hälse brechen. Der indessen voll Verlangen der Ankunft seiner Braut harrende Bräutigam eilt derselben, sobald er den Zug sich nähern sieht, entgegen, um sie in Begleitung der beiden Schutzengel zu empfangen. Der ihm zur Rechten gehende Knabe nimmt ihm seine Leibbinde ab, und umschlingt mit derselben die Braut, worauf sich der junge Gatte, so wie alle Anwesenden, die Hand aufs Herz legend, tief vor ihr verbeugen, und die Neuvermählte sammt ihrem Gefolge in die hochzeitlich geschmückten Frauengemächer des Hauses führen.

* *
*

Nicht lange sollte Elder-Beg der lieblichen Fatima Gemahl sein. Im Jahre 1835 starb sein Bruder Beg-Bala, ob durch Gift oder eines natürlichen Todes, hat nicht ermittelt werden können, und die Herrschaft von ganz Kaitach ging nun in Elder-Begs Hände über.

Pachu-Bikä, die Wittwe Beg-Bala's, war ein Weib von ungewöhnlichem Verstande und bezaubernder Persönlichkeit, dabei etwas leichter Sinnesart, und, obwohl sie schon ihr dreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, noch immer so kokett und verführerisch, daß selten ein Mann, auf den sie es abgesehen, ihren Netzen entging. Sie war früher schon mit ihrem Vetter Dshamow-Beg verheirathet gewesen, hatte sich jedoch nach kaum dreimonatlichem Zusammenleben mit diesem Prinzen in die Arme Beg-Bala's geworfen, dessen unumschränkte Gebieterin sie bis zu seinem Tode blieb. Kaum war ihr zweiter Gatte beerdigt, als sie sich schon wieder nach einem dritten umsah, und wenn sie diesmal Elder-Beg zum Gegenstand ihrer Wahl machte, so geschah dieses vielleicht weniger aus Liebe als aus Ehrgeiz: die herrschsüchtige Pachu-Bikä wollte Gattin des Fürsten von Kaitach sein. Auch wußte sie durch ihre Ränke und buhlerischen Künste bald eine solche Gewalt über Elder-Beg zu gewinnen, daß dieser seine junge und schöne Gattin verstieß und die stolze Pachu-Bikä an ihren Platz setzte.

Die unschuldig verstoßene Fatima floh in ihr elterliches Haus, um Schutz bei ihren Brüdern, den Söhnen Ibul-Begs, zu suchen, welche, obwohl sie Unterthanen des Elder-Beg waren, dem Treulosen blutige Rache für die Beschimpfung ihrer Schwester schworen.

Die beiden Familien, deren unheilvolles, durch den Dämon der Blutrache herbeigeführtes Schicksal ich in diesen Blättern theilweise zu schildern versucht habe, waren, wie sich der freundliche Leser erinnern wird, die des Utzmei Adel-Chan und die des Schwagers dieses Fürsten, Murtosali.

Von Murtosali's vier Söhnen: Bala-Chan, Emir-Hamsa, Beg-Bala und Elder-Beg, war, wie wir gesehen haben, nur noch der Letztere am Leben geblieben.

Von Adel-Chans Nachkommen lebten noch Mohameds jüngere Brüder Dshamow-Beg und Ußmar-Chan. Der letztgenannte, zu der Zeit, wo er handelnd in unserer Erzählung auftritt, etwa siebzehn Jahre alt, zeichnete sich von früher Kindheit an durch ein kühnes, dabei aber hochfahrendes und prahlerisches Wesen aus. Er behandelte seinen älteren Bruder Dshamow-Beg, den er der Feigheit beschuldigte, mit Spott und Verachtung, und pflegte zu sagen, wenn er (Ußmar-Chan) zur Zeit der Ermordung seines Vaters nur funfzehn Jahre alt gewesen wäre, so hätte er Adel-Chans Tod nicht eine Stunde ungerächt gelassen. Dshamow-Beg, seines jüngern Bruders höhnische Worte für kindisches Geschwätz haltend, achtete weiter nicht darauf; dieser aber sollte bald Gelegenheit finden, seine Worte zu Thaten zu machen. Mirsa-Beg und Abdu-Dshamal, die Brüder der von Elder-Beg verstoßenen Fatima, sannen auf Rache gegen den treulosen Verführer ihrer Schwester, und waren daher hocherfreut, in dem mordsüchtigen Ußmar-Chan einen eifersüchtigen Theilnehmer ihrer blutigen Pläne zu finden.

Inzwischen nahte das Osterfest des Jahres 1836. Die Verschworenen hatten den ersten Ostertag zur Ausführung ihres Vorhabens festgesetzt, da sie wußten, daß Elder-Beg an diesem Tage unfehlbar nach Welikent reisen werde, um dem dort residirenden russischen Pristaff, Capitain von Sommer, seine Glückwünsche abzustatten. Sie begaben sich daher am genannten Tage nach Welikent, begleitet von vier Nukers von erprobter Treue und Tapferkeit. Der Morgen vergeht, und Elder-Beg kommt nicht. Mit immer steigender Ungeduld harren die Verschworenen der Ankunft ihres Opfers; schon bricht der Abend an, und ihr Feind ist noch nicht da.

Ußmar-Chan und seine Gefährten bringen die Nacht in peinigender Unruhe zu.

Endlich am andern Morgen erscheint Elder-Beg, und begiebt sich, begleitet von Dshänka, Nuker-Beg, Ali-Iskjander-Beg (Sohn des Kadi von Tabassaran) und drei auserlesenen Nukers, in die Wohnung des Pristaffs [2]), während zwanzig andere Nukers, welche den Beschluß des Gefolges bilden, Wache vor der Thüre halten.

Ußmar-Chan hatte nicht sobald die Ankunft des Fürsten erfahren, als er auch mit seinen Gefährten ungesäumt in das Haus des Pristaffs eilte. Er tritt in den Saal. Elder-Beg, welcher auf dem Divan sitzt, erhebt sich bei dem Eintritt seines Vetters und bietet diesem, nach dem Vorrecht des Alters, einen Platz zu seiner Seite an. Die beiden Verwandten bewillkommnen sich anscheinend mit der größten Herzlichkeit, und trinken während des Frühstücks, welches bald darauf aufgetragen wird, einer auf des andern Wohl. Capitain Sommer, welcher die gegenseitigen Freundschaftsbezeugungen und die lebhafte Unterhaltung der beiden Fürsten sieht, entfernt sich auf ein Viertelstündchen, um weitere Verfügung hinsichtlich der Bewirthung seiner Gäste zu treffen. Kaum hat der Capitain das Zimmer verlassen, als einer von Ußmar's Nukers ans Fenster tritt, den Blick umherschweifen läßt, und sich dann wieder zu seinem Herrn wendet mit den Worten: Atler haserler — die Pferde sind bereit. Dies war das verabredete Zeichen.

Noch saßen die beiden Fürsten in freundlichem Zwiegespräch auf dem Divan; ihren Herren zur Seite standen die Begleiter und Diener. Bei den Worten seines Nukers aber erhebt sich ruhig Ußmar und tritt ans Fenster. Indem er so hinaus sieht, spannt er unbemerkt den Hahn seines mit zwei Kugeln geladenen Pistols, wendet sich mit Blitzesschnelle und feuert es ab auf Elder-Beg, welcher tödtlich getroffen zu Boden sinkt. Ein tiefes Schweigen folgte dieser That.

Ußmar selbst, solcher Scenen noch ungewohnt, stand wie versteinert da. Die Stille wurde nur durch das Stöhnen und die letzten krampfhaften Anstrengungen des Sterbenden unterbrochen, welcher sich vergebens bemühte, den Kinshal aus der Scheide zu ziehen, zur Rache gegen den Mörder.

Da rief einer von Fatima's Brüdern, sich mit einem Fluche zu Ußmar wendend: »Erschrickst Du ob Deiner eigenen That, Feigling? Was schonst Du Elder's? Warum durchbohrst Du den Verräther nicht mit Deinem Kinshal?« Ußmar erwachte aus seiner kurzen Betäubung, riß den Kinshal aus der Scheide, und führte damit einige wüthende Stiche auf Elder's Haupt. Jetzt erst schwindet wie durch einen Zauber die Unentschlossenheit, welche bis dahin die Begs und Nukers des Ermordeten zu stummen und unthätigen Zeugen der Schreckensthat gemacht hatte. Sie ergreifen Pistolen und Kinshals und werfen sich wüthend auf ihre Gegner. Der erste Schuß gilt Ußmar, der sofort blutend zu Boden stürzt. Sein treuer Nuker Bochan stellt sich jedoch, den Kinshal in der Rechten, vor den Gefallenen, um ihn zu schützen; er bemüht sich, seinen Herrn unter den Divan zu schieben, um ihn vor weiteren Verletzungen sicher zu stellen und ihn bis aufs Aeußerste zu vertheidigen.

Vor der Leiche Elder-Beg's stand dessen Gastfreund Iskjander-Beg, den starken Dolch in der Hand, seine drohenden Blicke auf Bochan gerichtet. Derweil dauert zwischen dem Gefolge der beiden gefallenen Fürsten der Kampf ununterbrochen fort. Ein dicker Rauch füllt in Kurzem das nur etwa fünf Faden große Gemach, so daß kaum noch der Feind den Feind zu unterscheiden vermag. Mitten unter den Todten und Sterbenden standen trotzig einander gegenüber Bochan und Iskjander vor den Leichen ihrer Gebieter.

Indessen war es Ußmar's auf den Lärm herbeigeeiltem Reitknechte gelungen, von außen die inwendig verriegelte

Thür zu erbrechen und in den Saal zu kommen. Obgleich anfangs betäubt von dem furchtbaren Anblick, der sich ihm darbot, erspähte er doch bald den Gegenstand seiner Rache. Wie ein Tiger auf seine Beute wirft er sich wild auf Iskjander; ein Kampf auf Leben und Tod entspinnt sich unter ihnen, bis Beide, durch den Blutverlust geschwächt, winselnd zu Boden stürzen. Da sprach Bochan, der rings um sich her nur Todte und Verscheidende sah: »Lebe wohl, Ußmar, ich habe das Meine gethan!« Der im Kampf mit Iskjander gefallene Stallknecht erhebt sich mit letzter Anstrengung vom Boden und entgegnet: »Was? Schurke! Du, des Chans erster Rufer, der Du den Plow[3]) mit ihm aus einer Schüssel aßest, verlässest Deinen Herrn in diesem Augenblick, während ich, der in seinem Stalle schlief und mich von den Brosamen nährte, die von Eurem Tische fielen, für ihn sterbe?« Also sprechend, schleuderte er seinen Dolch auf Bochan, aber der mit unsicherer Hand geworfene Stahl verfehlte sein Ziel. Bochan blieb am Leben und verließ das Gemach eben, als der treue Kuli, von der Anstrengung erschöpft, seinen letzten Seufzer aushauchte.

Jetzt drang der Pristaff, gefolgt von Soldaten, in den Saal, und schaute mit Entsetzen die grauenvolle Scene an. Dicke Blutwellen flossen im Zimmer; zwölf todte Menschen lagen auf dem Boden. Iskjander allein gab noch Zeichen des Lebens von sich, aber das Blut troff ihm aus Kopf und Brust. Mühsam richtete der Sterbende sich auf und sagte mit gebrochener Stimme: »Ich habe in Elder's Vertheidigung Muth gezeigt und meinen Freund gerächt; ich scheide vom Leben zufrieden mit mir selber.« Mit diesen Worten schleuderte er, gewaltsam seine letzten Kräfte sammelnd, den Dolch gegen die Decke des Zimmers, daß er tief in das Holz eindrang. Kurz darauf verschied Ali-Iskjander-Beg. — Und so fanden in diesem kurzen aber blutigen Kampfe dreizehn

Menschen ihren Tod: drei Begs, drei Dshänkas, sechs Nukers und ein Stallknecht. Bochan allein blieb am Leben, und entkam glücklich nach seinem Geburtsorte Akuscha.

Wer von Derbent nach Kislar reist, und auf der ersten Station Welikent nach dem Hause des Pristaffs fragt, dem zeigt man noch jetzt das Gemach, wo diese schreckliche Begebenheit sich zugetragen; noch sieht man an der Decke die Spuren von dem Kinshal Ali-Iskjander-Beg's, und die Einwohner erzählen dem Fragenden gern das tragische Ereigniß des zweiten Ostertages des Jahres 1836, jedoch mit Zusätzen und Uebertreibungen aller Art, denn Wenigen nur sind die näheren Umstände und der wahre Zusammenhang dieser Geschichte bekannt.

Dshamow-Beg ist der einzige noch lebende Sprößling der Geschlechter Adel-Chan's und Murtosali's. Er bekleidet das Amt eines Oberstlieutenants in russischen Diensten, und verwaltet noch heute das den russisch-kaukasischen Besitzungen jetzt ganz einverleibte Utzmeilik von Kaitach.

Vierunddreissigstes Kapitel.

Uebergänge. Keschisch-Oglu. Allahwerdy. Sängerkämpfe. Volkslieder der Kurden.

Streuen wir Blumen auf die Gräber der Todten! Verdrängen wir durch heitere Bilder die düsteren Eindrücke, welche das Vorhergehende in uns zurückgelassen.

Die Länder des Kaukasus sind wie blühende Gärten, geschützt und durchzogen von himmelanragenden Bergesmauern. Aber unter den Blumen kriechen giftige Schlangen und zwischen den Feldern ziehen sich pestathmende Sümpfe hin. Dazu ist die Thätigkeit der Menschen hier mehr zerstörend und verwüstend, als pflegend und schaffend.

Der Frühling, der in andern Ländern die Menschen in's Feld ruft, um ihren Acker zu bauen, zu besäen und zu bepflanzen, — treibt hier die Menschen in's Feld, einander zu tödten und zu verderben. Statt des Pfluges durchfurcht die Kanone das Ackerland. Mit der Glut des Sommers steigert sich gleichsam die Hitze des Kampfes, und der Herbst findet statt fröhlicher Erntefeste und gefüllter Speicher — zerstörte Dörfer und gefüllte Lazarethe. Nur der Winter deckt mit seinem weißen Mantel eine Zeit lang alles Elend zu.

Wo Natur und Menschenleben solche Kontraste bieten, dürfen sie auch auf dem Bilde nicht fehlen, das der Künstler davon entwirft . . .

Georgien, die Perle des Kaukasus, ist seit der Befestigung der Russenherrschaft den Verheerungen des Krieges minder ausgesetzt, als die anderen Länder, wo die universalmonarchischen Ansprüche des Kaisers noch wenig oder gar keine Anerkennung gefunden. So haben sich denn, nicht blos in Tiflis, sondern auch im Innern Georgiens eine Menge deutscher Einwanderer aus Schwaben niedergelassen und blühende Kolonien gebildet, wie die Dörfer Marienfeld und Petersdorf in Kacheti (dem oft erwähnten berühmten Weinlande); Katharinenfeld und Elisabeththal in Georgisch-Armenien; Helenendorf und Annenfeld im Kreise von Elisabethpol.

Das Beispiel des Fleißes, der Ausdauer und bessern Bodenkultur, welches diese wackern Schwaben den umwohnenden Georgiern und Tataren gegeben, hat leider wenig Nachahmung gefunden. Die in Armuth und Trägheit lebenden Landeseingeborenen bebauen den Acker nach dem Vorgange ihrer Väter in derselben unbeholfenen Weise, wie ich es auf meiner »Wanderung durch das Paschalik Achalzich« beschrieben, und kümmern sich nicht darum, daß die fleißigen Deutschen unter ihren Augen es anders machen, sich besserer Werkzeuge dazu bedienen und zu größerem Wohlstand dabei kommen.

Mein Besuch der schwäbischen Kolonien Katharinenfeld und Elisabeththal in Georgisch-Armenien, wo ich unter den trotzköpfigen aber biedern Ackerbauern ein unverändertes Stück würtemberger Landleben wiederfand, war der letzte größere Ausflug, den ich von Tiflis aus in's Innere des Landes machte.

Ehe wir jedoch Abschied nehmen von Georgien, lasse ich hier als poetische Nachklänge und als Uebergang zu neuen Reisebildern eine Auswahl der schönsten Lieder folgen, welche ich mit Abowian's Hülfe unter den Kurden und Armeniern im Hochlande des Ararat gesammelt. Ich eröffne den Reigen mit den Gedichten des (schon im ersten Bande dieses Werkchens

erwähnten) Keschisch-Oglu, und schicke eine kurze biographische Skizze dieses blinden armenischen Sängers voran.

Keschisch-Oglu[4])

(oder nach der Aussprache des Volks: Keschisch-Ogli) wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geboren zu Schulawery, einem etwa 60 Werst von Tiflis gelegenen armenischen Dorfe.

Er war der Sohn eines armen Priesters[4]) und erhielt als Kind eine Art Unterricht im Armenischen und Tatarischen, hatte aber das Unglück, schon im zwölften Lebensjahre sein Gesicht durch die Pocken zu verlieren, ein Verlust, welcher nur dadurch einigermaßen ersetzt wurde, daß ein inneres Licht in ihm aufging: das Licht der Poesie. Seine dichterischen Anlagen entwickelten sich so früh, daß er schon im zwanzigsten Lebensjahre eine gewisse Berühmtheit im Lande erlangt hatte. Um diese Zeit verließ er seine Heimat, wo es ihm trotz seines Dichterruhms sehr kümmerlich ergangen war, um in der Ferne sein Glück zu suchen. Die Saß[5]) in der Hand pilgerte er von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, hatte sich am Hofe von Teheran einer glänzenden Aufnahme zu erfreuen, durchzog später ganz Kleinasien und kam nach Konstantinopel, wo er als Hofdichter des Sultans angestellt wurde und auf seine alten Tage ein sorgenloses und ruhiges Unterkommen fand.

Die Wanderungen des Keschisch-Oglu wurden durch eine Menge kleiner Triumphe verherrlicht, da er aus den Gesangswettkämpfen, die er überall anstellte, wohin er kam, fast immer als Sieger hervorging.

Noch heut zu Tage ist es Sitte bei den Persern, Armeniern, Tataren 2c., daß die Barden des Landes einander öffentlich

zum Kampfe herausfordern und, gewöhnlich im Beisein einer großen Menschenmenge, förmliche Gesangturniere halten. Der Eine singt aus dem Stegreife ein paar Verse her und zwingt den Andern, in demselben Versmaße darauf zu antworten. Bei den Armeniern ist es gewöhnlich die Bibel, bei den Tataren der Koran, woraus der Stoff zu den ersten Angriffen geschöpft wird. Uebrigens bestehen in dieser Beziehung keine Vorschriften und Jeder kann seine Stoffe nehmen woher er will, nur muß der Angegriffene gleich auf den angeregten Gegenstand eingehen, und erst dann, wenn er dies mit Glück gethan, steht es ihm frei, seinerseits ein neues Thema zu behandeln.

Der Wettkampf dauert in dieser Weise oft stundenlang fort und die Umstehenden folgen dem Gesange mit gespannter Aufmerksamkeit; jeder Fehler auf der einen oder der andern Seite veranlaßt eine lärmende Unterbrechung. Aber erst, wenn einer der Beiden förmlich ins Stocken geräth, und seinem Gegner nicht mehr zu folgen vermag, wird er als besiegt erklärt und der Andere unter lauten Beifallsbezeugungen als Sieger ausgerufen.

Dem Sieger steht das Recht zu, das Saitenspiel des Besiegten zu zerschlagen, was jedoch höchst selten geschieht. Gewöhnlich reicht er dem Gegner die durch Gesang eroberte Saß großmüthig zurück, wodurch das Ansehen des Letztern einigermaßen hergestellt wird, denn ohne diese Großmuth des Siegers würde der unterlegene Sänger sein Saitenspiel nie wieder zur Hand nehmen dürfen.

Die Schriftkundigen unter den Umstehenden lassen es sich angelegen sein, die gewöhnlich sehr langsam und mit öftern Wiederholungen abgesungenen Verse niederzuschreiben; doch kommt es, soweit meine Erfahrung reicht, nur selten vor, daß sich unter diesen Stegreifgedichten Sachen von Bedeutung befinden. Ich lasse hier als eine kleine Probe solcher Improvi-

satorenkünste ein Fragment aus einem Wettkampfe folgen, welchen Keschisch-Oglu einst mit einem andern armenischen Sänger, Namens Allahwerdy, zu bestehen hatte. Ich habe dies Fragment, wie alle auf Keschisch-Oglu bezüglichen Mittheilungen, meinem trefflichen Freunde Abowian von Eriwan zu verdanken, der durch seinen zu frühen Tod leider verhindert wurde mir eine Fortsetzung seiner interessanten Berichte zu liefern.

Fragment aus dem Sängerkampfe zwischen Keschisch-Oglu und Allahwerdy.

Allahwerdy, als der Herausforderer, geht auf seinen Gegner zu, greift in die Saß und hebt an zu singen:

„Möge Gruß Dir und Heil sein, o Keschisch-Oglu!
Bald wird Wehe Dein Theil sein, o Keschisch-Oglu!
Jedes Wort meiner Lieder auf Dich gezielt
Soll wie ein tödtender Pfeil sein, o Keschisch-Oglu!“

Keschisch-Oglu erwiedert:

„Deinen Gruß geb' ich Dir wieder, o Allahwerdy!
Bald stürzt die Wucht meiner Lieder, o Allahwerdy!
Wie die Gewitterwolke aus schwüler Luft
Verderbend auf Dich nieder, o Allahwerdy!“

Wiederum greift Allahwerdy in die Saiten und singt:

„An dem Helden prallt ab die Beleidigung,
Er findet Mittel zu seiner Vertheidigung —
An dem Ohre werde ich Dich in die Dreschtenne führen,[6])
Zum stummen Viehe Dich machen, o Keschisch-Oglu!“

Keschisch-Oglu entgegnet:

„Dem Helden steht die Stimme des Muthes gut,
Doch der Muth ist verschieden von Uebermuth —
Nicht ruhe ich, bis Deine Zunge ruht,
Und zur Wittwe Dein Weib wird, o Allahwerdy!“

* *
*

In dieser Weise wird der Streit nun fortgeführt bis einer der Sänger erschöpft ist. Zur Abwechselung werden auch Räthsel aufgegeben, Sprichwörter in Verse gebracht, Lieder zum Preise des Weines und der Liebe gesungen u. s. f.

Die meisten der tatarischen und armenischen Lieder, welche mir zu Händen gekommen, tragen unzweifelhafte Spuren des großen Einflusses, welchen die persische Poesie und besonders Hafis hier ausgeübt hat, ohne daß die modernen Naturdichter Armeniens vielleicht eine Ahnung davon haben. Die Hafisischen Lieder haben unter dem Volke in Persien so tief Wurzel geschlagen und so unendlich viele Nachahmungen hervorgerufen, daß die meisten darin vorkommenden Bilder und Wendungen sinnlicher Natur längst in die Volkssprache übergegangen sind. Nun konnte es, bei der langjährigen Herrschaft der Perser über Armenien, nicht ausbleiben, daß die Unterdrückten von den Unterdrückern Manches annahmen, und so erklärt sich's, daß wir in fast allen tatarischen und armenischen Liedern hafisische Bilder und Ausdrücke wiederfinden, obgleich ein eigentliches Studium Hafisens von der christlichen Bevölkerung Armeniens niemals getrieben wurde.

Das Haar der Geliebten ist ein Fangnetz für Männerherzen, die Augenbrauen sind Bogen, womit auf das verliebte Opfer geschossen wird, der Schoß ist ein Blumengarten, die Brüste sind Granatäpfel, und wie die Nachtigall um das

Aufblühen der Rose, so wehklagt der Sänger um das Aufblühen der Liebe in der Brust grausamer Schönen . . .

Ich habe es mir angelegen sein lassen, von den Liedern Keschisch-Oglu's hier nur diejenigen mitzutheilen, in welchen das eigenthümliche Gepräge des Dichters am meisten hervortritt. Leider ist ihre Zahl sehr gering. Doch dürften sie vielleicht späteren Reisenden Anlaß geben, weitere Nachforschungen in Armenien anzustellen, wo in Gegenden, die ich nicht besucht habe, noch hunderte von den Liedern des blinden Barden im Munde des Volkes fortleben sollen.

1.

Ein Weib, das voller Treue ist,
Sich gern und willig fügt mir,
Ich brauche keine Andere,
Ein solches Weib genügt mir!

Die spiegelschöne Anahid[7])
Die immer nur sich selber sieht,
Ich lasse sie für Andere,
Ein treues Weib genügt mir!

Das Auge klar und liebereich,
Der Busen süß, Melonen gleich,
Die Stirne wie der Himmel rein:
Ein solches Weib genügt mir!

Die Glück und Kummer mit mir theilt,
Wie Lokman[8]) alle Wunden heilt,
Und Segen spendet wo sie weilt,
Ein solches Weib genügt mir!

Des Mundes Frühlingshauch vergeht,
Es welkt des Schoßes Blumenbeet,
Das treue Aug' und Herz besteht:
Ein treues Weib genügt mir!

Keschisch-Oglu, der Sänger, spricht:
Was nützt das schönste Angesicht?
Ich armer Blinder seh es nicht:
Ein treues Weib genügt mir!

2.

Du wunderschöne, süße Maid!
Was soll ich für die Seligkeit
Die Du gewährt, Dir wieder geben?
Ich armer, blinder Sänger kann
Für Alles was mein Herz gewann,
Dir nichts als meine Lieder geben!

3.

Schön ist das Mädchen das ich meine,
Das mich so hoch beseligt hat,
Von allen Dirnen gleicht ihr keine
Im Hochgebirg des Ararat!

O, daß ihr Gott das Glück vergelte,
Das mir ihr Mund gegeben hat!
Schwarz ist ihr Auge, wie die Zelte
Im Hochgebirg des Ararat!

Es gleicht ihr Gang dem jungen Rehe
Auf einsamstillem Waldespfad —
Die Brust dem frischgefall'nen Schnee
Im Hochgebirg des Ararat!

Der Busen fest wie Apfelsinen,
Der Mund ein rosig Wonnebad,
Süß wie der Honig von den Bienen
Im Hochgebirg des Ararat!

Dem Lockenhaar entsteigen Düfte,
Frisch wie der Duft vom Rosenblatt,
Beim Hauch der warmen Frühlingslüfte
Im Hochgebirg des Ararat!

O, keine Andere erkiese,
Keschisch-Oglu! an ihrer Statt —
Sie macht das Land zum Paradiese
Im Hochgebirg des Ararat!

4.

Eine Taube such' ich die mir entflogen ist,
Schön ist die Maid die ich erkoren habe!
Euch ein Zeichen sag' ich, daran Ihr sie kennen sollt,
Helfet mir suchen die ich verloren habe!

Schlank ist ihr Wuchs und schwarz ihr Haar,
Schwarz sind ihre Locken und Augenbrauen —
Bezaubert hat mich die schönste der Frauen,
Helfet mir suchen die ich verloren habe!

Verlassen hab' ich Haus und Land,
Hinaus in die weite Fremde zu wandern,
Von einem Ort irrt' ich zum andern,
Um zu suchen die ich verloren habe!

Ich irre umher und finde sie nicht,
Sie verspottet den armen, blinden Mann,
Der ihre Spuren nicht finden kann —
Helfet mir suchen die ich verloren habe!

O kehre zurück! Alles trag' ich von Dir,
Gern will ich verspottet von Dir und verlacht sein,
Du sollst der Stern in meiner Nacht sein —
Kehre mir wieder, die ich verloren habe!

Du stehe auf, o Keschisch-Oglu!
Noch einmal zum Wanderstabe greife,
Umher durch Iran's Lande schweife,
Sprechend: Wo bist Du die ich verloren habe?

Lieder aus Kurdistan.

1.

Liebeslied.

Sieh mich lieb, Du schwarzäugige Dirne an!
Deine Wimpern stehn wohl Deiner Stirne an.
Deine Augen, wie die Beeren der Reben schwarz,
Sie machen mein ganzes Leben schwarz.
O, wende, Du Schöne, mein Herzeleid!
Komm zu uns zu Gaste, nach Hause komm!
Mit den Gästen der Feier zum Schmause komm!
Vor allen andern sollst Du beachtet werden,
Der erste Schafbock soll Dir geschlachtet werden![9])

2.

Liebeslied.

Es ist Dein Wuchs dem Alef[10]) gleich,
Die Brust an schwarzen Flecken[11]) reich,
Wohl an dreihundert zähl ich!
Es soll die Brust mein Heil'genschrein,
Soll Kirche mir und Kloster sein,
Kein andres Bethaus[12]) wähl' ich!
Mag Erzerum zu Grunde geh'n,
Darf ich zu Deinem Munde geh'n,
So bin ich überselig!

3.

Frühlingslied.

Ueber Alles hoch und über Alles schön,
Und im Mund des Volkes vielgepriesen,
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshöh'n,
Sind die duftenden Nomadenwiesen!

Wo der Schnee die Berge nicht bekleidet,
Wo der Kurden schwarze Zelte stehn,
Wo der Hirt die fette Heerde weidet,
Kecke Bursche, schmucke Dirnen gehn —

Ueber Alles hoch und über Alles schön,
Und im Mund des Volkes vielgepriesen,
Sind die grünen Flecke auf den Bergeshöh'n,
Sind die duftenden Nomadenwiesen!

4.

Trauerlied.

Mir gegenüber steht des Reiters Grab,
Noch gestern strotzt er in der Jugend Prangen!
Mit seiner Lanze brach sein Leben ab.
Getroffen stürzt er und gebrochen hin.
Jetzt ziehen schon die Würmer und die Schlangen
Ueber die fleischentblößten Knochen hin . . .

5.

Kriegslied.

Es schwang sich der Reiter auf sein schwarzes Roß,
Es versammelt sich um ihn der Knechte Troß.
Er ist zu den Zelten der Feinde geritten,
Und hat dem Samam-Chan den Kopf abgeschnitten.

6.

Klagelied.

Ich war auf's Feld hinausgegangen,
Da sah ich zwei schöne Mädchen wandern,
Es schwoll das Herz vor Lust mir.

Ich ging von Einer zu der Andern,
Ich konnte Keine von Beiden erlangen,
Da quoll schwarzes Blut in der Brust mir.

* *
*

Es wollte keinem schönen Kind
Meine starke Liebe gefallen —
Die Köpfe zweier Kurden sind
Durch meine Hiebe gefallen.
Es war das Gras vom Taue naß
Als sie getödtet wurden;
Die grünen Halme im Wiesengras
Vom Blute geröthet wurden.

* * *

Um zweier Schönen Augen willen
Hat sich mein Herz empört,
Um zweier Schönen Augen willen
Ist mir das Herz zerstört.

* * *

Ich bin alt geworden, schwach und alt,
Habe mein siebzigstes Jahr erreicht.
Vor Schwäche gebrochen ist meine Gestalt,
Vor Alter und Gram das Haar erbleicht.

Vor Gram sind meine Wangen erblichen,
In den Augen flimmert es roth mir —
Und Ruhe wie Schlaf ist von mir gewichen,
Vor den Augen flimmert der Tod mir!

7.

Trauerlied.

Stieg der Frühling in die Lande nieder,
Flur und Hain mit frischem Grün zu färben,
Alles weckte er zum Leben wieder,
Nur der Wittwe Sohn rief er zum Sterben.

Im Gebirge scholl ein Klagegestöhn,
Weint die Mutter den verlornen Sohn,
Ach, er war so schön, so jung und schön!
Und nun deckt das kalte Grab ihn schon!

Weithin schimmerte sein roth Gewand,
Wenn er, hoch die Lanze in der Hand,
Sich zu Rosse in den Bügel schwang,
Und den Schild gleich einem Flügel schwang.

Kommt das Roß gesattelt, kommt von fern,
Wiehert laut um den verlornen Herrn,
Scharrt den Boden auf mit wundem Huf,
Doch er hört nicht seines Rosses Ruf.

Weithin tönt der Klageweiber Schrei'n —
Nimmer weilt er in der Krieger Reih'n!
Würmer fressen seine Leiche schon,
Kalte Erde, kalter Grabesstein,
Deckt das Angesicht, das bleiche, schon!

Fünfunddreissigstes Kapitel.

Abowian.

Ich hatte nach meiner Rückkehr von Armenien zu wiederholten Malen an Abowian geschrieben, um ihn an sein Versprechen zu erinnern, mir eine Fortsetzung der kurdischen Volkslieder und der in tatarischer Sprache geschriebenen Gedichte des Keschisch-Oglu zu schicken. Er wußte, daß es in meiner Absicht lag, eine deutsche Uebersetzung davon zu veranstalten und ihm die daraus entspringenden pekuniären Vortheile zur Verbesserung seiner bedrängten Lage zuzuwenden. Es war mir deshalb unerklärlich, daß alle meine Briefe unbeantwortet blieben, bis ich, kurz nach dem ersten Erscheinen dieses Werks, die traurige Ursache erfuhr. Ein alter Bekannter von mir und mein Lehrer der kleinrussischen Sprache, Staatsrath Roskovschenko, aus Tiflis, der mich im Sommer 1850 auf einer Badereise in Berlin besuchte, theilte mir mit, daß Abowian schon seit ein Paar Jahren verschollen sei, ohne daß man, trotz aller Nachforschungen, eine Spur von ihm entdeckt habe. Roskovschenko, der frühere Vorgesetzte Abowians, war veranlaßt worden, ihn nach Tiflis zu ziehen, um ihm hier eine bessere Stellung zu verschaffen. Ein georgischer Hülfslehrer vom Gymnasium zu Tiflis, Turkistanow, wurde nach Eriwan entsendet, um Abowian einstweilen zu vertreten. In Eriwan angekommen, erfährt er, daß Abowian ganz gegen

seine Gewohnheit am frühen Morgen das Haus verlassen habe und noch immer nicht zurückgekehrt sei. Turkistanow wiederholt am folgenden Tage seinen Besuch, und findet die Frau Abowians in Thränen aufgelöst; sie hat in der ganzen Nacht umher nach ihrem Manne gesucht; keiner weiß von ihm, keiner will ihn gesehen haben. Seit jenem Tage ist er verschwunden und man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Wahrscheinlich hat er sich selbst den Tod gegeben, denn schon zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, war er in einer sehr trüben und hoffnungslosen Stimmung, woran drückende Nahrungssorgen und Mißmuth über die geringe Anerkennung seiner aufopfernden Thätigkeit keinen geringen Antheil hatten.

In seinem letzten Briefe schrieb mir Abowian, daß er entschlossen sei, den russischen Staatsdienst zu verlassen, um sich in das Innere von Armenien zurückzuziehen und dort nach der Weise seiner Vorfahren vom Ackerbau zu leben, da sein geringes Einkommen den Bedürfnissen der Stadt nicht genügte und ein längeres Warten auf etwaige Verbesserung seiner Lage ihn nur noch tiefer in's Elend stürzen würde.

Es waren schlimme Erfahrungen, die den talentvollen und strebsamen Mann zu diesem Entschlusse gebracht hatten. Seine Lebensgeschichte ist zu merkwürdig, als daß ich es unterlassen könnte, einige Züge daraus mitzutheilen.

Abowian wurde zu Anfange dieses Jahrhunderts in einem Dorfe bei Eriwan, dessen Namen ich vergessen habe, von armen Eltern geboren. Da er von Kindesbeinen an eine große Lernbegierde zeigte, so kam er schon sehr früh in das Kloster von Etschmiadsyn, um dort zum Geistlichen ausgebildet zu werden. In diesem altberühmten Patriarchensitze am Fuße des Ararat herrschte damals der Katholikos Jephrem (d. i. Ephraim) ein kalter, hochfahrender Mann, der in Bezug auf Formen und Aeußerlichkeiten unter den Mönchen und Zöglingen des Klosters ein strenges Regiment führte, aller wahren

Kultur und Wissenschaft aber von Herzen gram war. Mit seinen eigenen Kenntnissen that er immer sehr geheim, und als die gelehrtesten seiner Bischöfe und Mönche galten diejenigen, welche es zu einem nothdürftigen Verständniß der altarmenischen Bibelübersetzung gebracht hatten.

Zu jener Zeit trug das Kloster noch nicht die Maske europäischer Kultur, die es seit dem Besuche einzelner Mitglieder der kaiserlichen Familie angethan hat. Abowian erzählte mir und R., als er uns nach Etschmiadsyn begleitete, daß es ihn immer eiskalt überlaufe, wenn er die alten Gemäuer betrete, so schauerlich seien die Eindrücke gewesen, die er in früher Jugend dort empfangen und die sich nie wieder aus dem Gedächtniß verwischen ließen Verschiedene Fluchtversuche, auf welchen man ihn ertappt hatte, gaben Veranlassung, daß ihm eine noch strengere Behandlung zu Theil wurde, als vorher schon.

So wuchs er heran unter Weinen, Beten und Fasten, in einer rohen, für alles Edle abgestumpften, in unnatürlichen Lüsten verkommenen Umgebung, ohne anderen Gewinn davon zu tragen, als eine nothdürftige Kenntniß der altarmenischen Sprache. Er hatte es bis zum Diakon gebracht, als der berühmte Dorpater Professor Parrot im Jahre 1829 nach Armenien kam, um Versuche zu einer Ersteigung des Ararat zu machen. Der Zufall führte ihn mit Abowian zusammen, der auf Parrot einen so günstigen Eindruck machte, daß dieser die Schwierigkeiten nicht scheute, ihn zum Reisegefährten zu gewinnen, nachdem die anderen Schwierigkeiten, welche die hohe Geistlichkeit jedem Versuche einer Ersteigung des Ararat entgegenzusetzen für ihre Pflicht hält, glücklich überwunden waren.

Der erste Versuch, welcher ohne Abowian unternommen wurde, mißglückte. Daß Parrot bei der zweiten Ersteigung zu einer Höhe von 15,138 Par. Fuß kam und endlich beim

dritten Versuche (26—28sten September) wirklich die bis dahin seit der Sündflut von keines Menschen Fuß betretene Spitze des Ararat erreichte, hatte er zum großen Theil den Anstrengungen und der Umsicht Abowians zu verdanken.

Der deutsche Gelehrte faßte eine lebhafte Zuneigung zu dem jungen Armenier und nahm ihn nach seiner Rückkehr in die Heimat mit nach Dorpat, wo er Vaterstelle an ihm vertrat und ihn sechs Jahre lang auf seine Kosten studiren ließ.

Diese sechs Jahre bildeten die Glücksperiode im Leben Abowians. Er sah eine neue Welt vor sich aufgethan und erfaßte Alles mit so regem Eifer und so frischer Empfänglichkeit, daß er sich bald vollkommen heimisch fühlte in seiner deutschen Umgebung. Die bedeutenden Sprachkenntnisse, welche er sich in jener Zeit erwarb, legten eben so günstiges Zeugniß ab von seinen geistigen Fähigkeiten, wie die große Anhänglichkeit und Dankbarkeit, welche er seinen Lehrern bewies, seinem Herzen zur Ehre gereicht. Seine Dankbarkeit erstreckte sich auf Alles, was einen deutschen Namen trug, und wie er nach seiner Rückkehr in die Heimat keine Gelegenheit entschlüpfen ließ, den deutschen Reisenden welche den Kaukasus und Armenien besuchten, nützlich zu sein, so sah er es auch als seinen Lebenszweck an, deutsche Kultur und Sprache unter Georgiern und Armeniern zu verbreiten. Ueber hundert junge Asiaten hatte er zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte (1844) soweit gebracht, das sie sich mündlich und schriftlich mit Geläufigkeit in der deutschen Sprache ausdrücken konnten. Er verlebte nach seiner Rückkehr von Dorpat eine Reihe von Jahren in Tiflis, wo er sich ausschließlich mit der Bildung seiner jungen Landsleute beschäftigte, aber, zu uneigennützig und zu wenig praktischer Natur, um den alten Grundsatz: der Arbeiter ist seines Lohnes werth, in nöthiger Ausdehnung auf sich selbst anzuwenden, bald in pekuniäre Verlegenheiten gerieth, welche die Quelle unendlicher Trübsal für ihn wurden. Mirza-Schaffy

sagte einmal treffend von ihm »Abowian awalindshe Armeninder, kje Armenin jochder« — ein Satz, der den doppelten Sinn hat: Abowian ist der erste Armenier, der kein Armenier (d. h. kein habgieriger und bestechlicher Mensch) ist; und: Abowian ist der Erste Armenier, weil er kein Armenier ist (in der schlimmen Bedeutung des Worts). Auf Verwendung seiner Dorpater Freunde erhielt Abowian, der sich inzwischen mit einer Deutschen verheirathet hatte, eine Stelle als Inspektor der Kreisschule zu Eriwan, aber mit einem so dürftigen Gehalte, daß er sein Leben nur kümmerlich davon fristen konnte.

Ich habe schon öfter Gelegenheit genommen zu bemerken, daß die Gehalte in Rußland immer auf ein weites Gewissen der Beamten berechnet sind. Leute, welche ein solches Staats-gewissen haben, führen durchgängig ein angenehmes Leben und geben oft mehr für ihre Dienerschaft aus, als das ganze Gehalt beträgt; während Andere, die sich aus Furcht oder Ehrlichkeit nicht in die Verhältnisse zu schicken wissen, nie auf einen grünen Zweig kommen.

Zu dieser letzteren Klasse gehörte Abowian. Er war zu ehrlich, um den russischen gewöhnlichen Weg der Bereicherung einzuschlagen, und alle Versuche, seine vielen wissenschaftlichen Arbeiten zu verwerthen, mißglückten. So hatte er z. B. mit großem Fleiß und Zeitaufwand eine Grammatik und ein Wörterbuch der neu-armenischen Sprache, wie sie heute im Munde des Volkes lebt, ausgearbeitet und nach Petersburg eingesendet, in der Hoffnung, daß die Akademie der Wissen-schaften das Werk auf ihre Kosten zum Druck befördern und ihn durch eine mäßige Unterstützung zu weiteren Arbeiten ermuthigen werde. Seine Erwartung schlug fehl.

Alle Hoffnungen, welche er an das, unter langjährigen Mühen und Sorgen vollendete Werk geknüpft hatte, waren mit Einem Federzuge vernichtet, und es war ihm zugleich die Möglichkeit genommen, seine übrigen Arbeiten zu vollenden.

Spätere einflußreiche Verwendungen von sachverständigen Leuten blieben aus politischen Gründen erfolglos.

Es lag nämlich in der Absicht Abowians, und alle seine Arbeiten liefen darauf aus, eine neu-armenische Literatur zu gründen und solchergestalt der Entwickelung seiner Landsleute eine nationale Basis zu geben. Ich habe schon früher bemerkt, daß das Alt-Armenische längst zu einer todten oder Gelehrten-Sprache geworden, deren reiche literarische Schätze im Lande selbst nur wenigen Auserlesenen zugänglich sind. Das Beste von diesen Schätzen wollte Abowian, mit Beibehaltung der alten Schriftzeichen, in die neu-armenische Sprache übertragen, als sicherstes und bequemstes Mittel, um Bildung unter seinen Landsleuten zu verbreiten und wissenschaftlichen Sinn unter ihnen zu wecken. Waren doch früher selbst die Gebildeteren des Volks genöthigt gewesen, die Bibel in einer türkischen, mit armenischen Buchstaben umkleideten Uebersetzung zu lesen, bis dem Uebel durch Dietrich's Versuch einer neu-armenischen Bibelübersetzung theilweise abgeholfen wurde.

Abowian hätte, mit Hülfe seiner tüchtigsten Schüler, durch Uebersetzungen aus dem Alt-Armenischen und aus den europäischen Sprachen, binnen wenigen Jahren eine den augenblicklichen Bedürfnissen des Volks genügende Literatur in's Leben rufen können, wenn seine Pläne nicht von Petersburg aus absichtlich vereitelt wären.

Die russische Regierung strebt darnach, in den Ruf einer Beschützerin der Wissenschaften und Künste gebracht zu werden. Sie verschwendet gern die größten Summen an die unbedeutendsten Menschen, wenn diese nur mit guten Empfehlungen versehen sind. Sie sieht es gern und belohnt es mit Rang und Orden, wenn man in Petersburg kalmükische und kirgisische Grammatiken für Franzosen schreibt. Sie hat nichts dagegen, daß man die alten pontischen Königsgräber aufwühlt und die ausgegrabenen Statuen in Museen aufstellt. Sie hat ebenso

wenig dagegen einzuwenden, daß ihre Archäologen diesen Statuen Köpfe und Beine abschlagen (wie das wirklich vorgekommen), um sie bequemer in Kisten verpacken zu können, zur Versendung nach Petersburg.

Aber jede vom russischen Katechismus abweichende nationale Entwickelung ist ihr ein Dorn im Auge. »Wenn die Armenier sich bilden wollen, so mögen sie russisch lernen, und wenn sie beten wollen, so mögen sie russisch beten,« sagte General S., einer der Mitdirigenten der moskowitischen Volksaufklärung.*)

Man wird es hienach begreiflich finden, daß Abowian, trotz aller Ausdauer und Tüchtigkeit, mit seinen Bestrebungen nicht durchdringen konnte in Rußland.

* *
*

Die wenigen Zeilen, welche ich meinen armenischen Freunde als Nachruf widmen wollte, sind unversehens zu einem ganzen Kapitel angewachsen. Ich fürchte nicht, den Unwillen des deutschen Lesers dadurch erregt zu haben.

Abowian, der soviel dazu beigetragen, den deutschen Namen im fernen Orient zu Ehren und Ansehen zu bringen, verdient es, daß sein eigener Name in Deutschland zu Ehren und Ansehen komme.

*) Es ist nur billig, daran zu erinnern, daß Obiges schon vor 16 Jahren geschrieben wurde. Unter Kaiser Alexander II. hat Rußland einen mächtigen Aufschwung zum Bessern genommen. B.

Sechsunddreissigstes Kapitel.

Die Blüthezeit der georgischen Literatur.

Meine Abreise von Tiflis sollte mit Beginn des Frühlings 1845 vor sich gehen. Den Winter hindurch beschäftigte ich mich mit Vorbereitungen zu neuen Wanderungen und mit Wiederaufnahme meines Studiums der georgischen Sprache und Literatur, ohne jedoch weit damit zu kommen, wie ich denn überhaupt kein großer Sprachforscher bin und es in keinem morgenländischen Idiome zu einer wirklich gründlichen Kenntniß gebracht habe. Das zum Hausgebrauch Nöthige eignete ich mir leicht an, und im Uebrigen verfolgte ich meist nur poetische Zwecke.

Die georgische Literatur, obgleich ebenfalls reich an theologischen, historischen und geographischen Werken, und besonders an Uebersetzungen aus alten und neuen Sprachen, unterscheidet sich wesentlich von der armenischen durch ihre vielen poetischen Denkmäler. Sie erreichte ihren höchsten Glanzpunkt, wie alles Große im Lande, unter der Regierung der berühmten Königin Thamar (1174—1201); die Zeit ihrer Blüthe beginnt mit dem eilften, und endigt mit dem dreizehnten Jahrhundert.

Wir besitzen aus jener Zeit eine Menge, von den wenigen Kennern der georgischen Literatur vielgerühmter Dichtungen,

unter welchen ein langes Heldengedicht, betitelt »Wepchiß-Tkaoßani« d. i. »das Pantherfell« den ersten Rang einnimmt.

Der von der Königin Thamar — zu deren Verherrlichung das Werk geschrieben wurde — hochgefeierte Dichter Schota Rustawel stammte aus Rustawo, einem in Achalzich gelegenen Dorfe. Seine Bildung hatte er in Athen erhalten; die Königin Thamar zog ihn an ihren Hof und ernannte ihn zu ihrem Bibliothekar. Nach einem glänzenden und geräuschvollen Leben zog er sich in ein Kloster zurück und beschloß seine Tage in Jerusalem.

Seit dem — ebenfalls für Kunst und Wissenschaft begeisterten — Vorgänger Thamar's: David, mit dem Beinamen der Erneuerer, war Athen zur eigentlichen Pflanzschule georgischer Bildung geworden. Schon zu Anfange des zwölften Jahrhunderts hatte dieser König verordnet, daß alljährlich zwanzig georgische Jünglinge, welche sich durch ihre Befähigung auszeichneten, nach Athen geschickt werden sollten, um dort römisch-griechische Weisheit zu lernen.

Der solchergestalt vermittelte europäische Einfluß scheint jedoch zur Läuterung des Geschmacks in der georgischen Literatur nicht viel beigetragen zu haben. Ich habe das »Pantherfell« in der russischen Uebersetzung Rajewsky's, theilweise mit Vergleichung des Textes gelesen, und wenn ich hiernach ein Urtheil fällen sollte, so würde dies nicht besonders günstig lauten.

Doch kann, wie schon oben bemerkt, wegen meiner ungenügenden Kenntniß der Sprache mein Urtheil über die georgischen Dichtungen nicht maßgebend sein, denn bei dem Mangel an Gedanken und Gestalten in diesen Werken, müssen ihre Hauptvorzüge wohl in der Schönheit der Sprache und Form bestehen, sonst wäre es unmöglich, daß die Georgier sich so daran begeistern könnten, wie wirklich der Fall ist.

Wollte man z. B. die Erzeugnisse mancher unserer gepriesenen Dichter ihrer schönen Form und Sprache entkleiden, so würde ebenfalls nicht viel übrig bleiben.

David Tschubinoff, einer der gründlichsten Kenner georgischer Sprache und Literatur, der im Verein mit Brosset und Palawandoff die neueste kritische Ausgabe des »Pantherfells« besorgt hat, sagt darüber:[13]) Schon der Umstand, daß Rustawel's Gedicht ein volksthümliches geworden, spricht für seinen hohen poetischen Werth. Aber mit den Schöpfungen eines Homer, Virgil, Tasso und anderen unsterblichen Dichtungen duldet es keine Vergleichung.

Viele Stellen erinnern an die heilige Poesie der Hebräer, an Homer und andere Dichter des klassischen Alterthums, während der Stil durchweg orientalisch und besonders den Erzählungen von Tausend und Einer Nacht nahe verwandt ist, — dieselbe Uebertreibung im Pathetischen, dieselben hyperbolischen Ausdrücke . . .

Die erste gedruckte Ausgabe des Wepchiß-Tkaoßani verdankt man dem kunstsinnigen und frommen Könige Wachtang VI., der selbst folgende Einleitung dazu schrieb:

»Preis und Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit! Ich, ein Nachkomme David's,[14]) ein Enkel des berühmten Wachtang, Neffe des gefeierten Artschil und des hochgefeierten Königs Georg von Kartali, Sohn des großen Königs Lewan (Leo) und Selbstherrscher Georgiens, Wachtang der Sechste, habe Typographen aus der Walachei kommen lassen und eine Buchdruckerei gegründet, zum Seelenheil der erwähnten Könige, meines Vaters und meiner Mutter, der Tochter des Fürsten Guri, zum Seelenheile meiner selbst und meiner Gemahlin Russudani, der tscherkessischen Fürstentochter, und zur Erbauung unserer Kinder.«

Das sehr weltlich geschriebene Gedicht theilt mit dem hohen Liede Salomonis und den Liedern Hafisen's das Schicksal mystischer Deutung. Es war dem hochseligen Könige Wachtang unangenehm, daß die gewöhnlichen Leser in diesem Gedichte vorzugsweise der Darstellung menschlicher Leidenschaften ihre

Aufmerksamkeit zuwendeten, und an den verführerischen Schilderungen der Liebe Gefallen fanden. Darum erklärte er das Ganze für eine bloße Allegorie zur frommen Erbauung, und versah es in diesem Sinne mit einem Kommentar und fortlaufenden Noten.

In der georgischen Prosodie wird nicht quantitirt, sondern bloß accentuirt. Auch die oben erwähnte Dichtung ist ganz auf den Tonfall gegründet. Der von Wachtang herausgegebene Text begreift 1589 vierzeilige Strophen, von welchen jede durch einen viermal gleichmäßig wiederkehrenden, dreisilbigen (daktylischen) Endreim gebunden wird . . .

Die neuere Literatur der Georgier besteht größtentheils aus wundersamen Legenden, Heiligengeschichten u. dergl.

Zur näheren Veranschaulichung von Gehalt und Gestalt solcher Schriften lasse ich hier die Geschichte des Märtyrerthums des heiligen Dawith und Constantiné[15]) folgen, welche eins der besten Erzeugnisse dieser Art sein muß, da der Akademiker Brosset, der Hauptkenner des Georgischen, sie als Musterstück aufgenommen hat.

Leidensgeschichte der georgischen Heiligen Dawith und Constantiné.

Diese unbesiegbaren Märtyrer waren georgischer Herkunft, von den Grenzen Abchasiens, aus der Gegend von Argweth. Sie stammten aus einer Familie von Asnaours[16]), waren verwandt mit einander, tapfere und glänzende Krieger, und berühmt durch ihre Heldenthaten auf dem Schlachtfelde.

Nun vernehmt, wie das Aeußere des heiligen und unbesiegbaren Märtyrers Dawith war: stark und wohlgeformt, war sein Körper weder sonderlich groß, noch lächerlich klein; angenehm und vollendet in jedem Punkte, war er unmaßen

sanft. Die Züge seines Gesichts waren gleichmäßig schön, seine Augen grau, sein Bart kastanienbraun, seine Haut weiß, seine Nase leicht gebogen. Mit großer Willenskraft begabt, gläubig, von hoher Sittenreinheit, war er ungefähr acht und dreißig Jahre alt.

Auch der heilige Constantiné war schön von Körper, hatte röthlich graue Augen, kastanienbraunes, glänzendes und gekräuseltes Haar. Er besaß große Beredsamkeit und beantwortete ohne Zögern die ihm vorgelegten Fragen; sein Betragen war rein und rechtschaffen; seine Hüften waren umgürtet mit Sitte. Ungefähr siebzehn Jahr alt, beobachtete er strenge die Fasten, und ließ sich anschauen, ohne zu erzürnen.[17]) Weder Lügen noch Schwüre kennend, wandelten sie beide einher, wahre Muster der Frommen, gaben den Hungrigen zu essen, vertheilten Almosen unter die Waisen; kurz: sie hatten die Vollkommenheit aller Tugenden.

Nun vernehmt, wie ihre Leidensgeschichte sich zutrug.

Es war in der Zeit, wo der Herr, um unser Volk zu prüfen, gegen uns den Degen der Perser sandte, und wo, um unsere Sünden zu strafen, Murwan Abu'l-Cassim der Taube, Sohn der Schwester des abscheulichen Betrügers Muhammed, welcher das ganze Land der Sarazenen verführte, und sein trügerisches Wort triumphiren machte, uns heimsuchte. Es geschah solches aber im Jahre 6223 nach Erschaffung der Welt, oder 777 nach der Kreuzigung unseres Heilandes.

Da dieser Gottlose (Murwan Abu'l-Cassim) die Sendung erhalten hatte, unser Land und noch andere Länder ganz zu verwüsten, so versammelte sich das Volk in der Zahl von 1330 Mann, unter Anführung der Heiligen Dawith und Constantiné, welche Alle ermahnten, Jesum Christum nicht zu verläugnen.

Die persischen Heerschaaren, zahlreich und kriegerisch,

begannen mit einem Vortrab von 9000 Mann Abends den Angriff.

Die Schlacht dauerte bis zum Hahnenschrei; 1250 Mann fielen unter den Streichen der Perser, diejenigen aber, welche die Schlacht überlebt und sich zurückgezogen hatten, wurden unversehens überfallen und Alle hingeschlachtet als Opfer Christi. Nur Wenige blieben in den Wäldern versteckt. Die Heiligen aber, Dawith und Constantiné, wurden gefangen und vor den Tyrannen geführt; und da sie Jesum hartnäckig bekenneten, wurden sie stark mißhandelt von diesen ungläubigen Menschen, darum daß sie laut die Mysterien der Gewalt des Heilandes verkündet hatten. Sie wurden verdammt, umzukommen in den Wassern des Rion, weil sie die ihnen gewordenen Befehle und Verheißungen verachtet hatten.

Aber die Heiligen hörten ihr Urtheil mit Freude an, und baten Gott, daß er ihre Leiber bewahren möge vor der Verwesung des Grabes, und daß Alle, welche daran rührten und ihren Namen anriefen, frei würden von allen Schmerzen.

Und einige Gläubige bemerkten hiernach einen Heiligenschein ihre Häupter umschweben, und sie trugen die Leichen davon und bestatteten sie unter den Steinplatten der Kirche, und unter dem Altar.

Es ist aber dieser Ort Uthmini geheißen, und es geschehen daselbst zahllose Wunder zum Ruhme Gottes und Seiner Heiligen. Amen.

Siebenunddreissigstes Kapitel.

Letzte Eindrücke von Tiflis.

War ein Aufruf geschehen gen Daghestan,
Zogen die Krieger vom Thal und Gebirg' heran,
Des Kaisers Armee vom Russenland,
Die Armenier in flatterndem Kriegsgewand,
Der Tataren rothbärtiger Räubertroß,
Die gepanzerten Reiter von Kachethos;
Die Stämme von Kolchis, vom Ararat,
Kamen alle gezogen zur Kyrosstadt.
Und die Horden halten — der greise Sardaar
Reitet auf und ab und mustert die Schaar.
Es ertönen die Hörner, die Trommel schallt,
Daß es laut von den Bergen rings wiederhallt.
Und auf den Dächern der Häuser stehen
Die Frauen und Kinder — im Morgenwind wehen
Die bunten Gewänder und manch' Auge wird feucht,
Wie's hinab auf die Schaaren der Krieger steigt —
Weint die Mutter den Sohn, und das Weib den Mann,
Die zu Felde ziehen gen Daghestan . . .

Es war die letzte Musterung, welche der greise Sardaar (General von Neidhart) in Tiflis hielt. Er wurde abberufen, und nach ihm bezog Graf (jetzt Fürst) Woronzoff den Palast der Statthalter vom Kaukasus.

Bald darauf sagte auch ich der alten Kyrosstadt Lebewohl, um durch die Wälder von Kolchis zu pilgern, die Küsten des Schwarzen und Asow'schen Meeres zu besuchen,

die Krim zu durchwandern und mich dann von Odessa nach Konstantinopel einzuschiffen. Selten, vielleicht nie mehr, hat Tiflis solch zauberischen Glanz, solchen Zudrang von Menschen, solch wunderbare Pracht in seinen Mauern gesehen, als während der Festlichkeiten, welche zu Ehren der Ankunft des neuen Statthalters und seiner Familie begangen wurden.

Suchen wir, um uns das Ganze besser zu veranschaulichen, noch einmal einen raschen Gesammtüberblick von Tiflis zu gewinnen.

Zwischen kahlen, aus Kalkstein und Thonschiefer aufgeschichteten Bergen, welche nur gegen Norden und Süden eine Oeffnung lassen, dehnt sich die unregelmäßig gebaute Stadt in einem vom Kur (Kyros) durchschlängelten Thale aus, solchergestalt, daß alle Hauptstraßen, Plätze und größeren Gebäude auf der rechten Seite des Stromes liegen. Gegen Süden lehnt sich die Stadt an einen etwa 400 Fuß über den Wasserspiegel des Kyros aufsteigenden, von Süd-West herlaufenden Hügelrücken, welcher die mächtigen Ruinen der uralten Festung Narikalé trägt. Im Westen ist der höchste Punkt der schon oft genannte Mta-Zminda, oder heilige Davidsberg, der sich 1050 Fuß über die Kurbrücke erhebt und demnach eine absolute Höhe von 2150 Fuß hat, da das Kyrosthal hier (nach dem sehr genauen Nivellement, welches Parrot mit Herrn von Behaghel von Tiflis bis zum Schwarzen Meere gemacht), 1100 pr. Fuß über der Meeresfläche liegt. [18])

Nach allen Seiten steigen würfelförmig gebaute Häuser, bald einzeln, bald in unregelmäßigen Gruppen die Berge hinan und überall fällt der Blick auf strotzendes Gartenland.

Gewährt so Tiflis schon an und für sich durch seine malerische Lage eine reiche Abwechselung fesselnder Bilder, um wie viel mehr, wenn es sich im Festschmucke zeigt!

Das herrlichste Wetter begünstigte die Festlichkeiten. Die Straßen waren trocken und der Himmel heiter.

Alle Häuser der wohlhabendern Einwohner waren behangen mit kostbaren Stoffen, alle Bazars mit reichen Teppichen ausgelegt, alle Straßen mit Blumen bestreut. Einige Fontainen waren mit blutrothem Wein gefüllt, was besonders bei abendlicher Beleuchtung ein zauberhaftes Farbenspiel erzeugte.

Am blendendsten aber war das Schauspiel in der Hauptstraße der Stadt, wo der Sardaar seinen Einzug hielt. Nur in Rom, während des Karnevals, habe ich Aehnliches gesehen Auf den Dächern, auf den Balkons und Gallerieen leuchtete Kopf an Kopf aus den schönen Gewändern hervor. Jedes Haus war zu einem Piedestal lebender Bilder, jedes Fenster zum Rahmen der Schönheit geworden.

Strahlender als alle übrigen aber war Dein Antlitz, Julia, Du wonniges Wesen! Du warst ein Fremdling in diesem Lande, aber die Töchter des Gebirges beneideten Dich um Deine Schöne, und sie nannten Dich »die Rose vom Kaukasus. Und nie haben zwei so kleine Füße so viel Schönheit, Tugend, Hoheit und Anmuth getragen, als Deine Füßchen!

Wir werfen einen flüchtigen Blick auf die festliche Abendbeleuchtung der Stadt und nehmen dann Abschied auf immer.

Ganz Tiflis schien in ein Feuermeer verwandelt; alle Berge in der Runde schienen zu flammenden Vulkanen geworden; die Erde athmete warm; auf allen Plätzen brannten bengalische Feuer; auf allen Dächern loderten Fackeln; schimmernde Lampenreihen durchzogen die Stadt in allen Richtungen, gleich blitzenden Perlenschnüren, und dazwischen wandelten die leichtfüßigen Töchter von Tiflis in luftigen Gewändern, und die stattlichen Männer des Gebirges im silbernen Waffengeschmeide.

Das schönste Märchen der Tausend und Einen Nacht kam dieser Wirklichkeit nicht gleich . . . Jetzt scheiden wir von Tiflis, und in wenigen Tagebuchblättern erzähle ich Euch meine Erlebnisse auf der Reise zum Schwarzen Meere.

Achtunddreissigstes Kapitel.

Wanderung zu den Ländern am Schwarzen Meere.

I.

Mtzchetha. Gori. Uphlis-Ziche.

April 1845.

Von Tiflis bis Mtzchetha [19]) bieten die Hügelketten, welche den Weg begränzen, einen ziemlich einförmigen und kahlen Anblick. Von dort bis Gori zeigt sich schon eine reichere, mannigfaltigere Vegetation, und man fährt zwischen frühlingsbunten Hügelreihen und üppig bewachsenen Fluren, welche nur hin und wieder durch kahle, wüste Flächen unterbrochen werden.

Von der Herrlichkeit der alten Hauptstadt ist jetzt nichts mehr zu sehen; nur einige zeitverwüstete Ruinen, eine schöne, gut erhaltene Kirche und etwa hundert von armen Georgiern und Armeniern bewohnte Häuser zeigen die Stelle, wo sie gestanden. Wie in der Geschichte, so auch in den Sagen und Liedern des Volks, spielt Mtzchetha eine große Rolle.

Hier ist der Schauplatz des durch meine Uebersetzung in Deutschland bekannt gewordenen Gedichtes von Lermontoff: »der Tscherkessenknabe«.

Interessant war es mir, in Bezug auf die alten Trümmer des Schlosses von Mtzchetha unter dem Volke eine Sage zu finden, wovon die meisten Völker Europa's Analoges aufzuweisen haben. Sie erzählt von einer schönen, buhlerischen

Königin, welche vor Zeiten das Schloß bewohnte, und durch List oder Gewalt die jungen Wanderer, die des Weges zogen, zu sich lockte, und, wenn sie ihrer frechen Lust gefröhnt, die Betrogenen von den Zinnen der Veste hinabstürzen ließ in der Aragua Flut. Ein grusischer Dichter hat die Sage poetisch bearbeitet; das Gedicht ist zu lang und weitschweifig, als daß ich es hier ganz wiedergeben könnte; ich werde nur einige Strophen davon anführen:

„Zu der Schneegebirge Füßen,
Grusiens alter Hauptstadt nah',
Wo die gelben Ströme fließen,
Kyros und Aragua,
Steht ein Schloß — zerstört, zerfallen
Längst, im Sturmesschritt der Zeit;
Doch noch zeugen seine Hallen
Von vergang'ner Herrlichkeit;

Und noch blüht im blum'gen Duft es,
Um der Mauern grauen Kreis,
Aus den schatt'gen Bäumen ruft es,
Ruft es laut und flüstert's leis.
Nur zur mitternächt'gen Stunde
All' der bunte Zauber weicht,
Athmet's schaurig in der Runde;
Der Gesang der Vögel schweigt“ . . .

Dann beschreibt der Sänger die böse Bewohnerin des Schlosses, und wie sie fortlebte im Fluche des Volks:

„Schön war sie — doch ihre Schöne
Nie ein liebend Herz gewann;
Jung war sie — doch Grusiens Söhne
Sahen sie mit Schaudern an u. s. w.“

Nachdem er darauf lebhaft ihren frevelhaften Lebenswandel geschildert, läßt er ihr die Strafe auf dem Fuß folgen. Sie

verliebt sich nämlich in einen Mann, welcher trotz allen Versprechungen und Drohungen ihre Liebe unerwiedert läßt. Der Dichter malt ihn also:

„Groß und schön sind Grusiens Söhne,
Aber nie betrat ihr Schloß
Je ein Mann, den solche Schöne,
Solcher stolze Muth umfloß.“

Und bei seinem Anblick steigen Gefühle in ihrem Herzen auf, die sie nie gekannt; reuezerknirscht sieht sie zurück auf ihr fluchbeladenes Leben und verspricht an der Hand ihres neuen Geliebten auch in einem neuen Leben zu wandeln. Aber der weist sie kalt zurück, und erwiedert ihre Anträge mit stolzer Verachtung. Sie kämpft einen langen Kampf; endlich trägt ihr Stolz den Sieg davon, und sie weiht den jungen, unerbittlichen Grusier einem furchtbaren Tode. Der Dichter fährt fort:

„Wird sich nie ein Rächer finden
Der dem Frevel Halt gebeut,
Und sie straft für ihre Sünden?
Doch der Rächer ist nicht weit,
Kennt nicht Gnade noch Verzeihung:
Selber rächt die Liebe sich,
Nimmer duldet sie Entweihung,
Ihr Gericht ist fürchterlich!“

Die Königin findet nach dem Tode ihres Geliebten nicht Ruhe mehr; die alte Liebe taucht wieder auf mit all' ihrer Macht, und verfolgt sie wie ein drohender Schatten. Und die Gewissensbisse, der Sünde peinigende Kinder, foltern sie Tag und Nacht, bis die Lebensmüde endlich durch ihren Tod die strafenden Mächte versöhnt.

II.

April 1845.

Gori, unser erster Anhaltpunkt, ist eine Stadt von nur ein paar Tausend Einwohnern (die Garnison ausgenommen, welche sich auf 5000 Mann beläuft), aber für Jemanden, der grusisches (georgisches) Leben und Treiben kennen lernen will, der wichtigste Punkt des Königreichs.

In Tiflis ist das russische Element schon seit zu langen Jahren vorherrschend gewesen, als daß die armenische und grusische Bevölkerung dieser Stadt von seinem Einfluß hätte frei bleiben können. In Gori ist dies weniger der Fall, weshalb sich auch hier die Eigenthümlichkeiten und Sitten des Volks in größerer Reinheit erhalten haben. Wir waren gezwungen, hier bis zur Durchreise der Gräfin Woronzoff, welche in diesen Tagen erwartet wurde, zu verweilen, da auf den Stationen alle Pferde für die Gräfin und ihr Gefolge in Bereitschaft gehalten werden mußten.

Die Reisenden in den russischen Landen befinden sich immer in einer mißlichen Lage, wenn auf dem Wege, welchen sie zu machen haben, zufällig irgend eine hohe Person erwartet wird. Man muß in einem solchen Falle zuweilen ganze Wochen lang vergeblich auf Pferde warten. In dem europäischen Rußland ist dem Uebel leichter abzuhelfen, da man dort fast überall bei den Bauern Miethpferde findet, welche man freilich oft mit dem Dreifachen des gewöhnlichen Preises bezahlt, dafür aber auch der Unannehmlichkeit überhoben wird, die Zeit nutzlos auf den ungastlichen Stationen zu vergeuden.

Von dem Oberst Kapioff, Chef des hier stehenden Regiments, wurden wir mit großer Freundlichkeit aufgenommen, wie sich überhaupt Gastfreundschaft noch in hohem Grad bei den Russen findet. Da das Haus des Obersten der Ver-

einigungspunkt der vornehmern Gesellschaft von Gori ist, so hatten wir Gelegenheit, einige der vielgepriesenen Schönen der Stadt etwas genauer kennen zu lernen. Zudem hatte der Oberst die Güte, heute Morgen mit uns ein paar Fürstinnen in ihren Wohnungen zu besuchen; wir wurden jedoch nur von der jungen Fürstin Martha Eristaff empfangen, deren anmuthiger Wuchs und üppiges Haar in ganz Georgien berühmt sind.

Der Oberst gebrauchte die Vorsicht, ehe er mit uns zur Fürstin fuhr, sich eine Stunde vorher bei ihr anmelden zu lassen, »denn,« sagte er kundig lächelnd, »eine schöne Georgierin zeigt sich nie den Augen eines Fremden, wenn ihr nicht Zeit gelassen wird, erst gehörig Toilette zu machen und besonders Schminke aufzulegen.«

Es ist hier, däucht mir, der Platz, noch einige ergänzende Worte über die weltberühmte Schönheit der Georgierinnen zu sagen. In Europa denkt man sich gewöhnlich unter einer Georgierin ein hohes schlankes Wesen, von üppiger Leibesgestalt, in weite, reiche Gewänder gehüllt, mit dichtem, schwarzem Haar, lang genug, um alle Männerherzen damit fesselnd zu umschlingen, mit freier, edler Stirn, und ein paar Augen, welche alle Geheimnisse von Sinnen- und Seelenlust in ihren dunkeln, räthselhaften Zauberkreis festbannen. Ihr Gang ist Wollust. Freude geht vor ihr her und Bewunderung folgt ihr. Die Blumen, die sie zertritt, blicken noch sterbend, lustzitternd empor, und senden der Schönen opfernd ihren Duft nach.

Mit solchen Ideen kommen die Fremden gewöhnlich nach Georgien und — finden sich seltsam enttäuscht. Die Reisenden, welche mit so hochgespannten Erwartungen das durch Geschichte und Sage mit einem Nimbus umgebene Wunderland betreten, bleiben entweder hartnäckig bei ihrer vorgefaßten Meinung, oder sie gehen flugs zum andern Extrem über, und finden Alles schmutzig, häßlich, ekelhaft, zum Entsetzen. Die Wahrheit

liegt in der Mitte. Das Volk der Georgier ist, im Ganzen genommen, unleugbar eines der schönsten Völker der Erde. Aber obgleich ich ein großer Verehrer von Frauen bin, muß ich doch hier den Männern unbedingt den Preis vor dem andern Geschlecht zuerkennen. Hierin stimmen alle diejenigen gebildeten Bewohner Georgiens mit mir überein, welche Auge, Geschmack und unparteiisches Urtheil haben. Noch muß ich hinzufügen, daß von jener höhern Schönheit, wo Herz, Geist und Gemüth sich im Auge wiederspiegeln, am ganzen Kaukasus, unter Frauen wie Männern, wenig Spuren zu finden. Ich habe so ziemlich Alles gesehen, was Georgien von Weibern Schönes in sich schließt, aber kein Gesicht ist mir vorgekommen, das mich ganz befriedigt hätte, obgleich die anmuthige Tracht der Bewohnerinnen dieses Landes sehr zur Erhöhung ihrer Reize beiträgt.[20]) Es fehlt dem Gesicht ganz jener edlere geistige Ausdruck, welcher schönen Europäerinnen einen so eigenthümlichen Zauber verleiht. Diese können noch Liebe erwecken und Herzen gewinnen, selbst wenn die Zeit ihrer Blüthe längst vorüber ist; bei einer Georgierin hingegen welkt mit der Jugendfrische Alles dahin.

Das Auge, welches von jeher, trotz seines scheinbaren Feuers, nichts als Ruhe und träge Wollust geathmet, nimmt einen matten Ausdruck an; die an und für sich schon die Schönheitsgränze etwas überschreitende Nase erscheint in Folge der früheinfallenden Wangen in so unnatürlicher Größe, daß viele Leute glauben, sie nehme mit den Jahren wirklich an Umfang zu, und der Busen, welcher hier zu Land eben keine versteckte Rolle spielt, nimmt gar zu früh einen schlottrigen Charakter an — lauter Erscheinungen, welche bei Europäerinnen seltener, unmerklicher und in weit geringerem Maß stattfinden. Rechnet man dazu noch die in Georgien bei Jung und Alt verbreitete Sitte des Auflegens weißer und rother Schminke, so begreift man, daß solche und ähnliche zu sehr in die Augen

springende Toilettenkünste nur schmälernd auf die gute Meinung des Beobachters einwirken können.

Die Wohnungen des Fürsten dieses Landes bieten einem, durch europäische Pracht verwöhnten Auge wenig Anziehendes dar. Ueberhaupt habe ich einen, sich in vielen Dichtungen und Reisebeschreibungen oft wiederholten Ausdruck nie verstehen können; ich meine den Ausdruck: orientalischer Luxus. Wo dieser weitgerühmte Luxus zu finden ist, weiß ich so wenig, wie einer von den vielen mir bekannten Reisenden, welche das Morgenland in allen Richtungen durchzogen haben. Die Perser, Tataren und Georgier leben in ihren Wohnungen wie das liebe Vieh; selbst die Häuser der Großen und Reichen unter ihnen können sich mit denen unseres wohlhabenderen Mittelstandes nicht messen.

Die einzigen werthvollen Gegenstände, welche man in den Wohnungen der Reicheren dieser Länder findet, sind schöne Teppiche, Waffen und Kleidungsstücke. Vorzüglich auf letztere wird eine große Sorgfalt verwendet. Die Pracht der Kleider steht in gar keinem Verhältniß zu den engen, schmutzigen, oft ekelhaften Wohnungen.

Wir machten in Begleitung einiger Kosaken einen Ausflug nach dem nur etwa sechzehn Werst von hier gelegenen, berühmten Felsenschloß Uphlis-Ziche,[21]) wovon Dubois in seinem trefflichen Reisewerk eine genaue Zeichnung und Beschreibung gegeben hat. Eine kürzere, aber nicht minder richtige Schilderung findet man in der alten georgischen Geographie des Zaréwitsch (Königssohn) Wachuscht, wo es also heißt: »Ueber der Ebene von Achurian, auf einem Berge, welcher unten mit dem Felsen von Ewernak zusammenhängt, am Ufer des Mtcwar, liegt Uphlis-Ziche, eine Burg, erbaut von Uphlos, dem Sohn des Karthlos. Bis zu den Zeiten des Tschingis-Chan stand hier eine Stadt; heutzutage sieht man nur noch die Ruinen davon. Die Bauart

und Einrichtung des Ganzen war bewunderungswürdig. Es waren große, in den Felsen gehauene Gemächer und Säle; man sah daselbst gleichfalls eine in Stein gehöhlte, ungeheure Grotte, welche sich bis Mtcwar hin erstreckte. Oestlich davon dehnt sich ein steiler Abgrund aus, wo sich eine Menge in den Felsen gehauene, jetzt unzugängliche Höhlen befinden 2c.«

Von den Gemächern, Höhlen und Grotten sieht man heutiges Tages immer noch genug, um zur Bewunderung des unbeugsamen Willens und der eisernen Kraft hingerissen zu werden, welche dem starren, unwirthlichen Felsen hier Wohnung und Schutz abtrotzte. Die Gemächer sind mit einer Regelmäßigkeit und Kunstfertigkeit gearbeitet, welche in Erstaunen setzen. Die Decken sind mit Bildhauerarbeit, die Wände mit Inschriften verziert. Von der Höhe des Felsens hinab genießt man einer entzückenden Aussicht. Doch dies ist eine abgedroschene Bemerkung, welche ebenso gut hätte wegbleiben können, da in allen Reisebeschreibungen regelmäßig eine entzückende Aussicht jeder Berg- oder Felserklimmung folgt.

In dem Saale, wo einst die große Königin Thamar gewohnt haben soll, meckerte bei unserm Eintritt vergnügt eine Heerde junger Ziegen. Aehnliches findet der Reisende häufig, wenn er in Georgien oder Armenien die Ruinen der Tempel und Paläste der Vorzeit besucht.

Der Weg von Gori nach Uphlis-Ziche bietet die großartigsten Bilder und die mannigfaltigste Abwechselung dar. Die grusischen Landschaften haben einen besondern Reiz für mich. Ich sage für mich, da ich eine Menge Leute gefunden habe, welche hier nichts Schönes entdecken können, und die grellen, stark ausgeprägten Frühlingsfarben des Nordens, dem sanft verschmolzenen Farbenspiel eines grusischen Frühlings vorziehen. Nirgends gewahrt hier das Auge scharfe Umrisse: alles ist so weich, so hingehaucht, farbenunbestimmt. Das Eine verliert sich in dem Andern, gleich den umrißlosen Farben

des Regenbogens, und das Ganze erzeugt mehr eine große, feierliche, als heitere Stimmung. Eine stille Wehmuth scheint aus Wald und Gebirg herüberzuwehen; die Natur scheint hier für den Menschen zu denken, bald stumm, im ruhigen Glanze des Himmels und der Gletscher, bald laut im Gesange der Vögel, im Murmeln der Wasser, im Rauschen der Wälder.

Neununddreissigstes Kapitel.

III.

Kutaïs.

April 1845.

Mein Freund Henry Seymour war von Tiflis aus mein Reisegefährte gewesen, in der Absicht, mich bis zum Schwarzen Meere zu begleiten. Indeß, schon in Gori kam er auf andere Gedanken. Das halsbrechende, unbequeme Fahren in der russischen Telèga brachte ihn so außer sich, daß er schwur, niemals wieder einen solchen Marterkasten (wie er das Fuhrwerk nicht ohne Grund nannte) zu besteigen. Da aber seine Diener weit und breit keine bequemere Equipage auftreiben konnten und seine Reisekoffer auf Pferden nicht gut zu transportiren waren, so entschloß er sich, seiner Reiselust in Gori ein Ziel zu setzen, ein Floß zimmern zu lassen und solchergestalt zu Wasser nach Tiflis zurückzukehren; ein unerhörter Gedanke, der aber mit englischer Zähigkeit wirklich ausgeführt wurde.

* *
*

Hinter Gori hatten wir unter großen Schwierigkeiten für uns und unser Gepäck über den hier in drei Arme sich ausbreitenden Kyros zu setzen. Bis Gargarenskaja, der ersten Station auf der Straße nach Kutaïs, bot sich dem Auge wenig Bemerkenswerthes. Von dort aus aber entfaltete sich vor uns eine Pracht und Mannigfaltigkeit der Landschaft, wie sie nur Kolchis mit seinen blühenden, wasserbelebten Thälern, begrenzt von grünen Hügelreihen und massenhaften, wunderlich gezackten Felsen zu erzeugen vermag. Der Weg schlängelte sich an den reichbewachsenen Borden der Tschcherimella und Quirila hin, in deren hochangeschwollenen, lautrauschenden Wassern die malerisch-zerrissenen, quellendurchbrochenen Felsenmauern sich spiegelten. Die Vegetation giebt hier schon einen Vorgeschmack von dem durch Fallmerayer so glücklich benannten, so meisterlich beschriebenen »immergrünen Buschwalde von Kolchis«.

So zauberhafte Eindrücke hatte mir noch keine Reise geboten. Alles Ungemach des Weges wurde darüber vergessen, aller Aerger über die oft unsägliche Schwierigkeit des Fortkommens unterdrückt. Auf der letzten Station vor Quirilskaja (so benannt nach der Quirila) mußte ich drei Stunden warten, ehe es mir gelang, eine alte schwerfällige Araba mit zwei eben so schwerfälligen Ochsen zur Fortschaffung meines Gepäcks aufzutreiben. Das von einem dürren, hochgewachsenen Imerier geführte Ochsengespann zog voraus und ich folgte mit meinem Diener zu Pferde nach. Der Zug bewegte sich aber, Dank dem schwerfälligen Fuhrwerk, so langsam, daß wir volle zehn Stunden brauchten, um die nächste Station zu erreichen, während wir unter andern Umständen den Weg bequem in zwei bis drei Stunden zurückgelegt hätten.

Spät am Nachmittage, kurz vor einbrechender Dämmerung, waren wir ausgezogen und hatten so die ganze Nacht zu durchwandern. Ich hätte die Reise lieber am Tage gemacht,

durfte aber keine Zeit verlieren, um das Schiff nicht zu verfehlen, welches mich von Redut-Kalé weiter führen sollte. Anfangs war ich sehr mißgestimmt darüber, diesen mit Naturschönheiten so gesegneten Theil des kolchischen Wunderlandes in nächtlicher Weile durchziehen zu müssen. Und wie jede Mißstimmung immer ganze Schwärme trüber Gedanken nach sich zieht, so drängte sich in Kopf und Herzen Alles zusammen, was ich in den letzten Monaten Bitteres erfahren und Thörichtes gethan hatte. Kaum vernarbte Wunden brachen wieder auf, qualvolle Erinnerungen stürmten auf mich ein. Ich ließ den Kopf hängen und war sehr traurig. Plötzlich schien es mir, als würde es helle um mich. Ich hob die Augen empor: Aus den Bergen war der Mond aufgestiegen, anfangs leicht von zerrissenen Wölkchen umschleiert, dann in seiner ganzen Glorie strahlend. Die Wellen der Tschcherimella schimmerten wie Diamanten, die Felsen und Bäume warfen lange Schatten in's Thal. Wem würde es gelingen, die Zauber einer kolchischen Mondnacht zu malen! Ein Blick auf diese weichen Licht- und Schattenbilder um mich her, und mein Herz war so leicht und meine Stirne so klar, als wäre nie ein Wölkchen darüber hingezogen.

Die feierliche Stille der Nacht wurde durch nichts unterbrochen, als durch das Rauschen der schimmernden Wellen zu unserer Rechten und das Murmeln und Plätschern der links von den hohen Felswänden stürzenden Quellen. Ich grollte dem Führer nicht mehr, daß er seine Ochsen so langsam trieb; ich war selig im Genusse des Schönen um mich her und hätte dieser Nacht die Dauer eines Jahres geben mögen. Alle trüben Erinnerungen waren verschwunden und nur heitere Bilder dafür an die Stelle getreten.

Aber schnell wie es hell geworden war, wurde es auch wieder dunkel. Dicke Regentropfen scheuchten mich auf aus meinen Träumereien, und bald strömte es so heftig vom

Himmel herab, daß das Wasser durch Kleider und Koffer drang. Fünf volle Stunden hatten wir den Regen (der noch den ganzen folgenden Tag hindurch anhielt) zu ertragen, ehe wir ein schützendes, wenn auch schmutziges Obdach erreichten. Sobald wir unsere Kleider getrocknet hatten und die Straße wieder einigermaßen fahrbar geworden war, setzten wir unsere Reise fort und erreichten nach drei Stunden Kutaïs, die Hauptstadt des alten Königreichs Imerien (Imerethi).

* * *

Kutaïs, an beiden Seiten des Rion (Phasis) gelegen, zeichnet sich durch sein herrliches Klima, sein gutes Wasser und seine anmuthige Lage aus. Rosen, Krokus, Azaleen blühen im Winter unter freiem Himmel. Die Umgegend ist aller Naturreize voll, welche Wasser, Wälder und Berge zu erzeugen vermögen.

Die Einwohner von Kutaïs, deren Zahl sich ohne die Garnison auf 2—3000 beläuft, sind ein Gemisch von Imeriern, Armeniern, Juden und Russen; hin und wieder sieht man auch einige Türken und Griechen. Die Haupterwerbsquelle der Stadt ist Handel.

Die imerischen Häuser unterscheiden sich durchaus von den würfelförmig gebauten Steinhütten der Georgier und nähern sich in ihrer Bauart mehr unserm Geschmack. Sie sind klein, von Holz, mit breiten, oben spitz zulaufenden Dächern.

Seit der letzte König von Imerien: Salomon II. im Jahre 1810 dem Andrange der Russen erlag und aus seinem Lande flüchten mußte, ist dieses kleine Königreich zu einer russischen Provinz geworden und Kutaïs der Sitz eines russischen Landhauptmanns, der von hieraus zugleich Gurien, Mingrelien und Abchasien verwaltet.

Die Hauptzierden der Stadt sind: der von uralten riesigen Linden beschattete Boulevard und der weite Marktplatz, an welchem die umfangreichen Gebäude der russischen Behörden und des Gymnasiums stehen.

Kutaïs ist reich an malerischen Ruinen aus der alten Zeit. Doch wird bald nichts mehr davon übrig sein, da die Trümmer der alten Kirchen und Klöster von den Russen als Material zu neuen Bauten benutzt werden. Einen besonders großartigen Anblick gewähren die Ruinen der seit Alters berühmten Burg von Kutaïs, welche einen am andern Ufer des Rion steilansteigenden, die Stadt beherrschenden Berg krönen. Dubois hat in seinem trefflichen Reisewerke eine in's Einzelne gehende Beschreibung all' dieser Alterthümer gegeben.

In seiner Gesammtheit macht Kutaïs einen ziemlich modernen Eindruck und bietet (abgesehen von den Naturschönheiten, welche den Rahmen der Stadt bilden) keinen so großartigen Anblick, wie Gori, wo Alles jenen grauen, alterthümlichen Anstrich trägt, der gefällt, ohne zu blenden, der zum Nachdenken anregt und unwillkürlich Auge und Geist zurückruft in das Dunkel vergangener Jahrhunderte.

Nach der Angabe des Kreishauptmanns zählt Imerethi heute 200,000 Einwohner, worunter sich 5000 Fürsten und ungefähr 11,000 Edelleute befinden! Diese Zahlen mögen genügen, eine Idee von der heutigen imerischen Aristokratie zu geben, und besonders die hiesige Bedeutung des Titels »Fürst« etwas anschaulicher zu machen.

Die Adeligen dieses Landes sind, mit wenigen Ausnahmen, nicht reich, sondern nur etwas weniger arm als die übrigen. Wie ich mehrfach auf der Herreise von Beamten und Offizieren gehört habe, soll die Volksarmuth in den letzten Jahren noch bedeutend zugenommen haben, besonders in Folge von Ueberschwemmungen und daraus entspringenden Mißernten. Im Dezember vorigen Jahres trat die Quirila aus ihren Ufern

und überströmte das ganze umliegende Land, wodurch eine förmliche Hungersnoth erzeugt wurde. Man zeigte mir noch auf den letzten Stationen vor Kutaïs die Spuren der Verwüstung, welche sich nicht allein in verödeten Aeckern und Gärten, in umgerissenen Zäunen und Häusern, sondern auch in schrecklichen Zügen auf dem Angesicht der Menschen kundthat.

Die Folgen so unglücklicher Ereignisse müssen um so dauernder und furchtbarer sein in einem Lande, wo der Ackerbau noch auf einer so niedrigen Stufe steht wie hier. Die Einwohner Imerethi's wissen so wenig Vortheil aus dem reichen und fruchtbaren Boden ihres Landes zu ziehen, daß selbst in günstigen Jahren der Ertrag ihrer Aecker kaum zur Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse ausreicht. Schon seit langen Jahren halten sich eine Menge Imerier in Tiflis auf, wo sie als Lastträger ihren Unterhalt verdienen. Der Imerier lebt, wie die meisten Völker des Orients, nur für den Augenblick, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. Bei alledem ist er gut, ehrlich und gastfrei. Diebstahl und Räubereien sind etwas Unerhörtes in diesem Lande, wo man mit der vollkommensten Sicherheit reist. Friedlich zu Hause, ist der Imerier furchtbar im Kriege, und die Miliz dieses Volkes hat sich immer durch ihre Tapferkeit in den Feldzügen der Russen gegen die Bergvölker ausgezeichnet. Bei allen Sitten- und Charakterschilderungen übrigens muß man immer eine Ausnahme mit den Leuten machen, welche in großen Städten, oder an der großen Heerstraße wohnen, denn dort findet man überall Spitzbuben und gewissenloses Gesindel.

Die Haupt- und Lieblingsspeise der Imerier wie auch der Mingrelier und Abchasen ist das Gomi, eine Art Hirsebrot, für europäische Zungen fast ungenießbar. Sonstige Lieblingsgenüsse des Volks sind Wein und Taback, welche das Land im Ueberfluß hervorbringt. Den Taback finde ich gut, aber der Wein ist schlecht; wahrscheinlich weil ihn die Leute nicht

zu behandeln wissen. Uebrigens wird hier, wie in allen christlichen Ländern des Kaukasus allgemein so viel Wein und so wenig Wasser getrunken, daß ich mehr als einmal den Ausruf der Verwunderung gehört habe: »Er trinkt Wasser wie Wein!« Gerade wie man bei uns umgekehrt sagt: »Er trinkt Wein wie Wasser!«

Nichts ist schwieriger, unsicherer und undankbarer, als die Würdigung eines solchen in der Uebergangsperiode stehenden Volkes. Alles ist hier unstät, flüchtig, stets wechselnd; nirgends findet man allgemeine, farbenbestimmte Umrisse, auf welche man bei Darstellung des Einzelnen fußen könnte, und das Urtheil des Reisenden, welcher bei seinen Betrachtungen den ersten Eindrücken folgt, ohne die Geschichte zur Basis zu nehmen, muß ein sehr ungünstiges und schwankendes werden. Am schwierigsten wird die Betrachtung bei allen fremden, dem russischen Scepter unterworfenen Völkern, deren Civilisation Rußland unternommen hat, denn hier drängt sich dem unbefangenen Beobachter unwillkürlich die Frage auf: »Sind die Russen, welche selbst noch auf einer so wenig Anerkennung findenden Stufe der Bildung stehen, auch schon befugt und berufen, andere Völker zu civilisiren?«

Bis jetzt haben die Georgier durch ihre Berührung mit den Russen nichts gelernt, als eine für ihr Land unzweckmäßige Kleidung zu tragen, statt der bloßen Finger Messer und Gabeln beim Essen zu gebrauchen, auf Stühlen und Bänken zu sitzen, ohne die Beine unterzuschlagen &c. Trotz allen von der Regierung angelegten Schulen und Anstalten wird noch ein ganzes Jahrhundert vergehen, ehe wahre Bildung in diesem Lande Wurzel schlagen und dem Volke eine höhere Richtung geben kann. Alle auf einer niedern Culturstufe stehenden Völker sind wie Kinder, und nehmen von den sich ihnen zu Lehrern aufdringenden Völkern erst alles Sonderbare, Auffallende an, ehe wahrhaft Nützliches bei ihnen Eingang findet;

sie müssen gleichsam erst alles Schlechte durchmachen, um zum Guten zu gelangen. Und eine solche Culturschule kann erst nach Jahrhunderten zu erfreulichen Resultaten führen; in der ersten Zeit werden die Lernenden immer scheinbar verlieren, da ihnen anfänglich unmöglich Ersatz für die Opfer, welche sie bringen, geboten werden kann, denn die größte Einfachheit kann nur durch die größte Feinheit der Sitten aufgewogen werden; alles Dazwischenliegende, einen Uebergang Bildende, steht weder dem einen noch dem andern gleich.

Vierzigstes Kapitel.

IV.

Von Imerien nach Mingrelien.

Der Phasis. Die Chopi.
Wasserfahrt durch den kolchischen Urwald nach Redut-Kalé.

April 1845.

Wir beschleunigten unsere Abreise von Kutaïs und ritten die Nacht durch, um Redut-Kalé, den nächsten Hafen am Schwarzen Meere, möglichst schnell zu erreichen, von wo uns der russische Kriegsdampfer »Kolchis« die Tscherkessenküste entlang nach Anapa und von dort nach Kertsch führen sollte. (Zu jener Zeit bestand noch keine regelmäßige Verbindung zwischen der Küste von Kolchis und den übrigen Küsten des Schwarzen Meeres. Nur einmal monatlich umfuhr ein von Kertsch kommender Kriegsdampfer das von russischen Forts beherrschte Gebiet der Ostküste bis zur türkischen Grenze, d. h bis zur Festung St. Nikolaus, wo der Tscholok mündet und von hier aus die Scheidelinie zwischen dem türkischen und russischen Kolchis zieht. Mit Empfehlungen versehene Reisende wurden auf diesem Dampfer weiter befördert, wenn sie das Glück hatten, ihn gerade vor Redut-Kalé, wo er nur wenige Stunden, höchstens einen halben Tag anlegte, zu treffen. Andernfalls mußten sie vier Wochen auf die Wiederkehr des

Dampfers warten oder sich der Gnade griechischer Barkenführer anvertrauen, die sich ihre Dienste immer mit Gold aufwägen ließen.)

Von Kutaïs bis zur nächsten Station kamen wir leidlich schnell vorwärts. Bald aber stellten sich uns, außer den durch Ueberschwemmungen unterwühlten und gänzlich verdorbenen Wegen, noch andere Schwierigkeiten des Fortkommens entgegen. Es fehlte in den Dörfern sowohl an Fuhrwerk wie an Lastthieren um unser Gepäck weiterzuschaffen. Nach unsäglichen Mühen gelang es uns endlich, einen elenden Karren und ein paar schwerfällige Ochsen aufzutreiben, deren bloßer Anblick mir alle peinlichen Gefühle wieder vergegenwärtigte, die frühere Ochsenfahrten in mir erzeugt hatten. Wer einmal in den Ländern des Kaukasus mit Ochsen gefahren ist, wird es gewiß nicht zum Zweitenmale versuchen, wenn sich irgend eine andere Möglichkeit des Weiterkommens findet; und wer diese entsetzliche Geduldsprobe nie durchgemacht, kann sich keinen Begriff bilden von der Langsamkeit und Schwerfälligkeit, mit welcher ein kaukasisches Ochsengespann sich von der Stelle bewegt, und von der ermüdenden Langeweile, die den Reisenden dabei überschleicht. Die trägen, halsstarrigen Ochsen müssen von ihrem rauhstimmigen Führer durch Hiebe und wunderliche Kehllaute zu jedem Schritte aufgestachelt und ermuntert werden; sobald das Schreien und Prügeln aufhört, bleiben sie wie angewurzelt stehen.

Da uns aber keine Wahl gelassen war, so mußten wir uns schon zu dem Ochsenfuhrwerk, als dem einzigen Transportmittel für unser Gepäck, bequemen und unsern guten Pferden Gewalt anthun, um mit dem schwerfälligen Gespann gleichen Schritt zu halten. Das war noch schwerer, als ich gedacht hatte. Es ist herrlich, auf schnellfüßigem Roß die Steppe zu durchfliegen, gleichsam mit den Wolken um die Wette zu jagen; aber entsetzlich ist es, auf schnellfüßigem Rosse

mit schwerfälligen Ochsen in Langsamkeit wetteifern zu müssen. Ich hielt es nicht lange aus und zog vor, abzusteigen und mein Pferd am Zügel führen zu lassen. Bei mäßigem Schritt gewann ich bald einen bedeutenden Vorsprung, und konnte mich so allein an den durch Hügel, Wald und Wasser gebildeten, reichen Naturschönheiten um mich her mehr erfreuen, als in der Nähe des knarrenden Ochsengespanns mit seinem unaufhörlich schreienden Führer möglich war. Aber auch dieser Genuß sollte mir bald verleidet werden. Von der Seite her, wo der Phasis (Rion) bei Kutaïs aus den, von der Gewalt des Stromes zerrissenen Jurakalkfelsen in schmalem Bette hervorbraust, zog dunkles Sturmgewölk über unsern Köpfen zusammen, so daß es Nacht wurde, noch ehe die Tageszeit zu Ende war.

Immer schwärzer und größer ballten sich die Wolken über uns, bis sie sich endlich in einem furchtbaren Gewitter entluden. Der Donner rollte, als wäre die Erde aus ihren Fugen gegangen, die Blitze schossen bald in wunderlichem Zickzack, bald wie riesige Feuerschlangen vom Himmel herab und zeigten uns auf Augenblicke das schönheitsreiche Land um uns her in blendendem Farbenspiele. Dann aber stürzte ein Wolkenbruch-ähnlicher Regen herab, der etwa eine halbe Stunde lang mit solcher Heftigkeit anhielt, daß wir, trotz aller Kleidungsvorsicht, Alle bis auf die Haut durchnäßt wurden, und auf dem überschwemmten Wege weder vor- noch rückwärts konnten.

Zum Glück verlief sich das Wasser bald wieder weit genug, um die Fortsetzung unserer schwierigen Reise zu ermöglichen. Da weder ein Unterkommen zu finden, noch an Kleidungswechsel zu denken war, so schlugen wir uns durch, so gut es gehen wollte, bis wir mit Tagesanbruch ein im Waldesdickicht liegendes mingrelisches Dorf am Ufer des Phasis erreichten. Hier ruheten wir etwas aus und beschlossen, die Reise zu Wasser fortzusetzen.

Eine Barke war bald gemiethet; zwei junge, schöne Mingrelier dienten als Ruderer und ein hagerer Imerier führte das Steuer.

Das Wetter hatte sich vollständig ausgetobt, und der ruhige, warme, sonnenhelle Tag erschien uns nach der kalten, stürmischen Nacht um so erquicklicher und wonniger. Hatte sich in der Nacht wieder unwillkürlich in der Erinnerung Alles zusammengedrängt, was ich je Trübes im Leben erfahren, so riefen jetzt, als ich behaglich ausgestreckt, von der Sonne durchwärmt in der Barke lag, meinem Tschibuq den wohlriechenden Rauch des feinen mingrelischen Tabacks entlockend, die unbeschreiblich schönen Bilder um mich her auch nur Schönes und Herrliches in meiner Erinnerung hervor.

Schon der bloße Gedanke beseligte mich, auf dem Phasis zu fahren, dem sagengeheiligten Strome, der auch Phryxus, Jason und die Dioskuren getragen, — im Lande des goldenen Vließes zu weilen, das die Fürsten von Mingrelien noch heute im Wappen tragen, — das kolchische Wunderland zu durchziehen, wo der Palast des Aëtes und der Tempel der Leukothea gestanden, wo Kirke gehaust und ihre kräuterkundige Nichte Medea.

Doch genug der alten Erinnerungen! Ich weiß nicht mehr, und Euch kann es auch gleichgültig sein zu wissen, welche wundersame Gedanken meinen Kopf durchschwärmten, als ich in behaglicher Ruhe, auf schnell dahingleitendem Kahne durch die Wälder von Kolchis den Phasis hinabfuhr, dem Schwarzen Meere zu.

Nur das weiß ich noch, daß dieser Tag einer der schönsten meines Lebens war. In buntem, bezauberndem Farbenspiel zogen an uns vorüber die frühlingsgrünen Hügel und die immergrünen Wälder von Kolchis, in einer Vegetationsfülle von solcher Kraft und üppigen Mannigfaltigkeit, daß mir Alles, was ich bis dahin von Busch- und Baumwuchs gesehen hatte,

dürftig dagegen erschien. Die Natur hat hier nirgends eine Lücke gelassen; Alles ist dicht verwachsen und ausgefüllt. Das hohe saftige Gras und die würzigen Kräuter und Blumen verhüllen vollständig den untern Theil des hohen Gebüsches, dessen rings ineinander verschlungenes Laubwerk wieder bis in das Laub der höchsten Bäume hinaufragt, so daß Alles von unten bis oben eine einzige, undurchdringliche grüne Wand bildet, und selbst wo vereinzelte Riesenbäume aus dem Dickicht hervortreten, sind sie von der Wurzel bis zur Krone ganz von Schlingpflanzen umwunden und eingehüllt.

Hin und wieder lugte, wenn wir in der Nähe mingrelischer Dörfer vorüberfuhren, (die aus leichtgebauten, einstöckigen, durch Bäume getrennten, hölzernen Häusern bestehen,) ein schwarzäugiges, neugieriges Mädchengesicht durch das dichte Gebüsch, zog sich aber schnell zurück, sobald es sich von uns bemerkt sah.

Vor uns auf ragten himmelhoch und durchsichtig die im reinsten Sonnenglanze schimmernden Schneekuppen des Kaukasus. Hier der Frühling in reicher, warmer, Alles verhüllender Blüthenpracht; dort der Winter in nackter Schöne und kalter Majestät.

Das trunkene Auge wußte nicht, ob es vor-, rück- oder seitwärts schauen sollte, so wetteiferten von allen Seiten die Bilder an Schönheit und Farbenglanz. Mir zur Seite kauerte mein georgischer Diener und sang mit zitternder Stimme ein Lied aus der alten Zeit: wie der alte König Wamek eine junge A b c h a s i e r i n geliebt, die er von einem Kriegszuge mit heimgebracht, und wie sie ihm untreu geworden und er sie ertränken ließ im Schwarzen Meer.

* * *

Um nach Redut-Kalé zu gelangen, mußten wir vom Phasis (der seine Quellen in den südlichen Ausläufern des Elborus hat, Imerien und Mingrelien durchzieht und bei der Festung Poti in's Schwarze Meer fällt) in die, durch einen Flußarm damit zusammenhängende Chopi einbiegen, (die auf den südlichen Abhängen der Gebirge entspringt, welche Suanethi von Mingrelien scheiden, und bei Redut-Kalé mündet).

Redut-Kalé, seit 1820 von den Russen gegründet, ist der elendeste aller Hafenplätze, die ich im Leben gesehen. Die Stadt — wenn anders der armselige, schlecht befestigte Ort diesen Namen verdient — besteht aus drei Häuserreihen, welche durch die Chopi und eine lange, beinahe fußdick mit Kieselsteinen überworfene Straße von einander getrennt werden. Die Häuser sind alle von Holz gebaut und größtentheils in schlechtem Zustande, unansehnlich von Innen und Außen.

Die Einwohner, ungefähr 1500 an der Zahl, bilden ein Gemisch von Griechen, Türken, wenigen Russen und Armeniern.

So lange Redut-Kalé ein Freihafen war (bis 1832), galt es für den belebtesten aller Häfen an der Ostküste des Pontus; jetzt aber sieht hier Alles wie abgestorben aus. Zwischen den Wundern der Tiefe des Schwarzen Meeres und den immergrünen Wäldern von Kolchis liegt die aschgraue, einförmige Häusermasse mit ihrer kahlen Umgebung, wie der Gegensatz zu einer Oasis in der Wüste.

Trotzdem hat es nicht an phantasiereichen Reisenden gefehlt, welche Redut-Kalé mit Venedig verglichen haben, weil, wie oben geschildert, die Chopi zwischen zweien der drei Häuserreihen eine Wasserstraße bildet. Der Vergleich paßt etwa ebenso, als ob man irgend ein Krähwinkel, welches eine gepflasterte Straße hat, mit Nürnberg vergleichen wollte, weil — hier ebenfalls gepflasterte Straßen zu finden sind.

Nach den örtlichen Verhältnissen zu urtheilen, muß dem Beobachter nichts natürlicher erscheinen, als der gegenwärtige traurige Zustand von Redut-Kalé. Die Lage ist unfreundlich, die Gegend — wegen der vielen Sümpfe in der Nähe — ungesund, und der Hafen im höchsten Grade gefährlich und unbequem. Nur ganz kleine Schiffe können hier einlaufen, und auch diese haben oft in bedenklicher Weise mit der Strömung der hier mündenden Chopi zu kämpfen, während größere Fahrzeuge in stundenweiter Entfernung von der Stadt im offenen Meere anlegen und, bei stürmischem Wetter — im Hafen der benachbarten Festung Poti Schutz suchen müssen.

Und doch war Redut-Kalé lange Jahre hindurch der Mittelpunkt der Handelsoperationen zwischen Persien und Europa! Aber seit die Vortheile der Handelsfreiheit verschwunden, haben alle größeren Kaufleute die Stadt schnell wieder verlassen, und die Bevölkerung besteht jetzt vorwiegend aus Krämern und Schiffern, die, soviel ich davon kennen gelernt habe, in jeder Beziehung den schlechten Ruf verdienen, in welchem sie stehen. Dazu herrscht hier eine Theuerung und eine Unsolidität des Handels, die alle Begriffe übersteigen.

Einundvierzigstes Kapitel.

V.

Der kolchische Urwald und Guria.

April 1845.

Das Erste, was wir bei unserer Ankunft in Redut-Kalé erfuhren, war die niederschlagende Nachricht: das Dampfschiff »Kolchis«, auf welchem wir unsere Reise über das Schwarze Meer machen sollten, sei schon am vergangenen Tage in See gegangen!

So hatten wir denn unsere Abreise von Tiflis vergebens beschleunigt, hatten vergebens unsern Aufenthalt überall abgekürzt, waren vergebens Tag und Nacht mit der Schnelligkeit von Kurieren gereist.

Einige griechische Schiffer, welche sich alsbald eingefunden hatten, um mit uns wegen der Ueberfahrt zu unterhandeln, machten so unverschämt hohe Forderungen, daß ich ihnen die Thüre wies, ohne sie einer Antwort zu würdigen.

Ich suchte mich so gut wie möglich in mein Schicksal zu finden, nahm Seebäder, schrieb Gedichte, las im Homer die Stellen nach, welche auf die Küste von Kolchis Bezug haben, und suchte aus meinem Koffer auch die Argonautenfahrt von Orpheus hervor, (der in dem geographisch unauflösbaren Knäuel seiner poetischen Erzählung die Argonauten durch den

Mäotischen See in den Tanaïs, und auf diesem Strome in den nördlichen Ocean fahren läßt).

Aber was ich auch that, um mich gesund und bei guter Laune zu erhalten: kaum hatte ich drei Tage in Redut-Kalé zugebracht, als das ungesunde Klima schon anfing verderblich auf meinen Körper zu wirken, so daß ich mich kurz entschloß, einen kleinen Ausflug, die Meeresküste entlang, in das benachbarte Gurien zu unternehmen. Vergebens suchte mein Wirth, ein habsüchtiger Grieche, mich von meinem Entschlusse abzubringen, indem er seinen Witz in tausend Gründen erschöpfte, um mir wahrscheinlich zu machen, daß in den nächsten Tagen ein Schiff eintreffen werde, mich zu erlösen aus meiner unfreiwilligen Gefangenschaft.

Es ging mir — insofern ich die Ankunft eines mich erlösenden Schiffes als ein Glück betrachten mußte — ähnlich wie jenem Unglücklichen, dem man sagte: »Habe Geduld, das Glück wird schon kommen!« Worauf er erwiederte: »Das ist möglich, aber ich fürchte, daß es mich nicht mehr antreffen wird!«

Obgleich ich wieder ein Gallenfieber im Anzuge fühlte — eine Krankheit, wovon ich schon in den vorhergehenden Jahren viel zu leiden gehabt — machte ich mich doch unverzüglich auf den Weg, in der Hoffnung, daß der Schatten der Wälder, die ich zu durchpilgern hatte, das durch die Sonnenglut von Redut-Kalé erzeugte Uebel im Keime ersticken würde. Und nach wenigen Stunden befand ich mich wieder mitten in der Blüthenpracht des schon im vorigen Kapitel flüchtig geschilderten »immergrünen Buschwaldes von Kolchis«, dieser majestätischen Pflanzenwelt, zu deren Veranschaulichung ich vergebens nach einem passenden Vergleiche suche, denn weder vor- noch nachher habe ich eine ähnliche Größe, Fülle und Frische vegetabilischer Gestaltungen gesehen.

Riesige Eichen, Buchen und Erlen rauschen heimatliche

Erinnerungen in uns wach, wie grüne Moscheenkuppeln wölben sich über uns die großblättrigen Kastanienbäume, und wie Kirchthürme steigen die glänzenden Silberpappeln aus dem Waldheiligthume hervor. Der Kirschlorbeer, die Myrthe und förmliche Wände von Buchsbaum und Mispelgesträuch drängen sich bis dicht an's Meer. Bis zu den Gipfeln der höchsten Bäume klettert die wilde Rebe empor und läßt ihre Ranken lang herabhängen, wie losgerissene Maschen des grünen Netzes, welches den ganzen Urwald umspannt. Lianen, Hopfen, Epheu — kurz Schling- und Schmarotzerpflanzen aller Art, die Diplomaten des Waldes, kriechen von Baum zu Baum, von Zweig zu Zweig, den Boden seiner besten Kräfte beraubend, blos um alles zu verwirren und zu umstricken. Weder die starke Eiche noch die mächtige Hagebuche, weder der ernste Lorbeer noch die keusche Myrthe kann sich den Umarmungen dieser üppigen Parasiten entwinden.

Es herrscht hier ein wirres Durcheinander, ein gegenseitiges Drängen und Unterdrücken, ein nutzloses Vergeuden der edelsten Kräfte, daß, wie Naturforscher behaupten, viele Bäume schon vor der Zeit hinsterben, getödtet durch ihre schmarotzende Umgebung.

Nur selten betritt eines Menschen Fuß das Innere dieser unwegsamen Waldungen, wo man am Tage nichts hört als das Zwitschern und Singen der Vögel, während zur Nachtzeit eine zahllose Menge von Schakalen ihr unheimliches Gewimmer erhebt.

Die Natur ist hier zur Verschwenderin geworden, aber Keiner zieht Nutzen davon und nur Wenige haben Freude daran. Nirgends mehr als hier finden die sinnigen Verse Young's ihre Bestätigung, wo er von der Natur sagt:

»In distant wilds, by human eye unseen,
She rears her flowers and spreads her velvet green;
Pure gurgling rills the lonely desert trace
And waste their music on the savage race.« 22)

Lebendig gedachte ich oft inmitten dieser strotzenden Pflanzenwelt des fernen Nordens, wo man in verkrüppelten Exemplaren mühsam zieht, was hier, ungepflegt durch Menschenhand, in so übermüthiger Fülle gedeiht.

Und doch preise ich glücklicher jene Länder, wo der Mensch im Schweiße seines Angesichts der Natur mühsam abringt, was ihm Nutzen und Freude bringt, als dieses kolchische Wunderland mit seinen immergrünen Hainen, wo keiner des Segens genießt, den die Erde ihm bietet. Denn dieses Land ist, trotz seiner Naturwunder, eine Wüste — und die Menschen, die hier hausen, sind, trotz ihrer Körperschöne, ein verkommenes Geschlecht.

* *
*

Dort wo die kolchische Vegetation sich in wildester Pracht und Fülle entfaltet, zwischen dem Rion und Tscholok, liegt Guria, ein mit allen Reizen der Natur geschmücktes Ländchen, dessen Bewohner seit Alters als der schönste Stamm kartwel'scher Race[23]) gelten.

Die Geschichte dieses Ländchens knüpft sich nur an die Namen der fremden Eroberer, denen es, soweit unsere Kunde zurückreicht, immer unterworfen gewesen. Daher konnte die Bevölkerung, trotz der glücklichsten Naturanlagen, nie zu einer selbständigen Kraftentwickelung kommen. Denn wo die politische Selbstständigkeit und die Sicherheit des Eigenthums fehlt, ist Kultur und Wohlstand unmöglich.

Die jetzt unter Türken und Russen getheilte Ländermasse, welcher Gurien ursprünglich angehört, war im grauen Alterthume bekannt unter dem Namen Aethiopia, wurde später nach der dort herrschenden Priesterkaste Kolchis und zuletzt nach dem lasischen Volksstamme Lazia oder Lazica genannt.[24])

Lange Zeit wahrten die Herrscher des Landes, welche, zu ohnmächtig Guria vor fremden Einfällen zu schützen, nur dazu dienten, das Volk mit aussaugen zu helfen, eine gewisse Schein-Souverainität, bis im Jahre 1810 der letzte Guriel,[25]) Mamia, nothgedrungen sich den Russen unterwarf. Seine ehrgeizige Gemahlin Sophie machte später einige fruchtlose Versuche, mit Hülfe der Türken wieder in den unabhängigen Besitz ihres Ländchens zu gelangen. Diese Bestrebungen dienten jedoch nur dazu, die russische Herrschaft zu befestigen. Durch den für die Türken so unglücklichen Ausgang des Krieges zwischen Rußland und der Pforte wurde Guria dauernd dem Zaren unterworfen.

Das ganze Land zählt, auf einem Flächen-Inhalte von 1800 □ Werst nur 18,000 männliche Einwohner; die Gesammtzahl seiner Bevölkerung (d. h. Frauen und Kinder eingerechnet, welche bei den russischen Zählungen bekanntlich nicht mitbegriffen werden), würde also die Einwohnerzahl einer Stadt wie Braunschweig nicht übersteigen.

Die im Lande zerstreuten Ruinen aus der Perser- und Römerzeit bieten dem Archäologen mannichfaltigen Stoff zu interessanten Forschungen, welche jedoch, bei längerm Aufenthalte, immer mit Lebensgefahr verbunden sind, da in keinem Theile des Kaukasus tödtliche Fieber und Leberkrankheiten in solcher Furchtbarkeit hausen, wie hier.

Der treffliche Dubois de Montpéreux hat das Verdienst, den ausführlichsten Bericht über die Alterthümer von Guria gegeben zu haben. Dieser, von allen Ausländern den Russen am meisten freundlich gesinnte Reisende, kann sich doch nicht enthalten, der Regierung bittere Vorwürfe darüber zu machen, daß sie hier alljährlich so viele Menschen den klimatischen Zerstörungen zum Opfer bringt. »Nie, sagt Dubois, indem er von der Besatzung von Poti spricht — hatte eine Garnison ein so höllenmäßiges Klima zu bekämpfen.

Die Soldaten, in das feuchte Delta zwischen dem Rion und dem stagnirenden See Paleastom eingeschlossen, in der Nähe des verpesteten Kanals Naborta, und der noch mehr verpesteten Wälder, die sich zwischen dem Meere und dem See ausbreiten, auf allen Seiten von den stehenden Morästen der Nabada und Pitschora-Moltawska umringt, durch eine fiebererzeugende, verdorbene Luft, von welcher Seite der Wind immer wehete, angesteckt, fielen wie die Blätter, welche der Winterwind mit sich fortweht. Typhische Fieber rissen mit erschreckender Schnelligkeit große Lücken in die Reihen dieser unglücklichen Menschen. Trotzdem hat man den Muth gehabt, eine Kompagnie verheiratheter Soldaten als Kolonie gerade längs des aus dem See Paleastom kommenden Kanals anzusiedeln — längs jenes Kanals, dessen Wasser so faul und stinkend ist, daß Alles, was sich in ihm befindet, Fische wie Krebse, darin sterben und die Ufer bedecken. Ich werde nie den Eindruck vergessen, den jene Militairkolonie auf mich hervorbrachte, als ich um die Mitte Oktober durch dieselbe kam. Ich und mein Diener wendeten die Augen hinweg, um jene Grabgestalten, jene blassen, bleichen Weiber und Kinder nicht zu sehen, so sehr preßte uns dieser Anblick das Herz zusammen.« . . . .

Mein Aufenthalt in Guria war von sehr kurzer Dauer, aber nach Allem, was ich von den Zerstörungen des Klimas gesehen und gehört habe, kann ich Dubois' Bericht nur bestätigen, der eben so gut auf die übrigen Ortschaften des Landes paßte.

Wenn die russische Regierung eine gleiche Anzahl von Menschen, wie alljährlich durch den nutzlosen Krieg in den Schluchten des Kaukasus ihren Tod finden, dazu verwenden wollte, diese Sümpfe und Moräste zu entwässern, diese Wälder zu lichten und die überall hier verborgenen Naturschätze auszubeuten, so könnten in wenigen Jahren diese Küstenländer

in ein Paradies umgewandelt und die Bewohner dem Moskowiterlande enger und dauernder verbündet werden, als das Schwert und die rohe Gewalt es je zu erzwingen vermögen.

Den größten Theil meines Aufenthalts in Osurgethi (der Hauptstadt des Ländchens, einem kleinen, ärmlichen Orte) verbrachte ich im Verkehr mit einem seit 13 Jahren in der Verbannung lebenden Polen, den das Schicksal, in der Gestalt eines russischen Obersten, damals auf kurze Zeit in Dienstangelegenheit nach Guria geführt hatte.

Unsere Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um die russischen Zustände, und L. wußte mir aus seiner reichen Erfahrung eine Menge Züge zu erzählen, die mir manche neue Aufschlüsse über das riesige Land gaben, das ich selbst vor Jahren von einem Ende bis zum andern durchstreift hatte.

Ich machte bei meinem neuen polnischen Bekannten wiederholt eine Bemerkung, die sich mir schon häufig in früherem Verkehr mit seinen Landsleuten aufgedrungen hatte: daß die Polen, selbst solche, die in Rußland nichts als Unglück und Elend gefunden hatten, immer mit einer gewissen Sympathie und Anerkennung von der Masse des russischen Volkes sprachen, während die Ausdrücke ihres Hasses und ihrer Rache nur dem Kaiser und seinen Rathgebern galten.

Und als meine feste Ueberzeugung muß ich es aussprechen — eine Ueberzeugung, die sich auf langjährige Beobachtungen gründet — daß, wenn es einmal zum Kampfe zwischen Rußland und Deutschland kommen sollte, die Polen, selbst bei voller Freiheit der Wahl, unbedingt mit Rußland und gegen Deutschland kämpfen würden . . .

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Eine linguistische Abschweifung.

Wie die Mitglieder des berüchtigten Prager Slavenkongresses (1848) nach vielen vergeblichen Versuchen, ein slavisches Medium der Verständigung zu finden, zuletzt sich genöthigt sahen, ihre Zuflucht zur deutschen Sprache zu nehmen, der Sprache desselben Volkes, dessen geistiger Ueberlegenheit jenes mittelalterliche Fastnachtsturnier gelten sollte, — so unterhielten wir (der Pole und ich) uns in der russischen Sprache, der Sprache desselben Volkes, dem unsere kritischen Bemerkungen galten.

L. hatte während seiner langen Verbannung das Deutsche und Französische so ziemlich vergessen, und die Sprache seiner Erbfeinde war ihm zur geläufigsten Sprache geworden; ich meinerseits benutzte gern die Gelegenheit, das Russische, dessen Erlernung mir so viel Mühe gemacht, einmal wieder zu üben.

Je länger ich in fremden Ländern gelebt, desto tiefer habe ich einsehen gelernt, daß die Eigenthümlichkeiten der Sprache überall mit den Eigenthümlichkeiten des Volkscharakters im genauesten Zusammenhange stehen, und daß die Kenntniß des Einen ohne die Kenntniß des Andern immer mangelhaft bleibt.

Ein gründlicher Nachweis dieser Behauptung würde ein Buch für sich in Anspruch nehmen; für diese kleinen Er-

zählungen, welche mehr anregend als erschöpfend sein sollen, mögen wenige Beispiele genügen.

Trotz seiner oft übertriebenen Höflichkeit hat der Franzose, und trotz seines aristokratischen Hanges hat der Engländer meist nur eine gemeinsame Bezeichnung für jedes der verschiedenen Bedürfnisse des menschlichen Körpers, während die unterthänige Ausdrucksweise des Deutschen — und noch mehr die des Russen — genau unterscheidet zwischen Herrn und Diener, zwischen vornehm und gering.

Es würde z. B. einem russischen Kammerdiener als ein arger Verstoß angerechnet werden, wenn er sagte: »mein Herr schläft«; er bedient sich dafür des Wortes: »potschiwatj«, welches ungefähr unserm deutschen »ruhen« entspricht. In ähnlicher Weise wird das Essen, Trinken u. s. w. als zu gemein für vornehme Leute, bildlich umgangen. Für die genaue Bezeichnung dieser russischen Ausdrücke fehlen bei uns die entsprechenden Wörter, doch ist der Kontrast nicht weniger schroff als im Russischen, wenn man bei uns sagt: der Diener ißt — der Herr speisen; der Diener schläft — der Herr schlafen ꝛc.

Einer andern sprachlichen Unsitte, welche Russen und Deutschen ausschließlich gemein ist, sei hier tadelnd Erwähnung gethan. Ich meine die nicht genug zu rügende Unsitte des unnützen Gebrauchs von Fremdwörtern.

Bekanntlich pflegen gerade diejenigen Leute, welche am wenigsten von fremden Sprachen verstehen, ihre eigene Sprache am meisten durch Fremdwörter zu verunstalten. In Bezug auf Deutschland genügt diese kurze Andeutung zu allgemeiner Verständlichkeit; in Bezug auf Rußland hingegen dürfte die Anführung einiger Beispiele eben so neu wie unterhaltend sein.

Ich traute oft meinen Ohren nicht, wenn ich an den Ufern des Don oder der Wolga, im Gespräche mit Leuten, welche eine Mittelstellung einnehmen zwischen dem Salon des

Bojaren und der Jsba (Hütte) des Leibeigenen, bald deutsche, bald französische Wörter hörte, die sich in russischer Vermummung eben so seltsam ausnehmen, wie ein Sandalenbekleideter russischer Bauer im Frack. — Früschtikatj: frühstücken; — wojashirowatj: reisen (voyager); — marschirowatj: marschiren; — buntowatj, buntowatsse: sich verbünden, u. s. f.

Nun denke man sich diese Wörter in russischer Weise konjugirt! wie z. B. Ja budu früschtikatj: ich werde frühstücken; — ja wojashirowall: ich bin gereist . . .

Diese und ähnliche Ausdrücke klingen für gebildete Ohren im Russischen eben so komisch, als wenn man bei uns von »recherchirten Expressionen«, »malheureusen Evénements«, »espèce von Dings da« und dergleichen spricht.

Ein Anderes ist es mit solchen Wörtern, welche dadurch das Bürgerrecht erlangt haben, daß sie mit den Gegenständen selbst eingewandert sind, — oder mit solchen, für welche sich kein entsprechender Ausdruck im Russischen findet. So hat z. B. gegen Wörter wie Exercirgaus: Exercirhaus; Schlachba-um (Schlagbaum); — ssablja: Säbel; — Kruschtall: Kristall; wohl der verstockteste Russe nichts einzuwenden.

In der Kosakensprache kann man aus den Volksliedern und Annalen chronologisch nachweisen, wann gewisse Fremdwörter ihren Weg über Polen in die Ukraine gefunden haben.

Während die Großrussen, oder Moskowiter, das ihrer Sprache fehlende »h« regelmäßig in ein »g« umwandeln (gaus: Haus), geht bei den Kleinrussen, oder Ukrainern, unser »w« immer in ein »m« über. So ist z. B. aus dem deutschen Worte »wandern« das ukrainische »mandrowati« geworden. Andere Wörter finden sich fast ganz unverändert wieder, wie: spiss: Spieß; — papir: Papier; — rjatowati: retten; u. s. f.

Veranlassung zu dieser linguistischen Abschweifung gab

die erste Frage, welche der Pole an mich richtete: »Wo haben Sie russisch gelernt?« Ich warf damals in mein Tagebuch eine Bemerkung, welche ich schon früher in Rußland häufig gemacht hatte, über die eigenthümliche Weise, in welcher der Russe das »lernen« ausdrückt. Er hat dafür das Wort wuyutschitj, welches buchstäblich übersetzt »auslernen« (vollständig lernen) bedeutet. Der Vater läßt seine Kinder englisch, französisch, deutsch u. s. f. auslernen, der Gymnasiast, der Seminarist lernt Geschichte, Theologie, Philosophie u. s. w. aus.

Dieser eigenthümliche Ausdruck steht weder zufällig noch vereinzelt da, er entspricht einer eben so eigenthümlichen russischen Anschauungsweise von der Wissenschaft.

Ein mir früher in Moskau bekannter russischer Fürst und Senator wußte gar nicht, was er sagen sollte, als er erfuhr, daß ich immer noch Geschichte studirte; auch seine Gemahlin konnte sich nicht darüber zufrieden geben. Wozu lernt man Geschichte, als um sein Examen zu machen? Das hatten die Kinder des Fürsten bis zum sechszehnten Jahre abgemacht, und somit war die Geschichte wie alles Uebrige »ausgelernt«. Was aber denken von einem ernsten Manne, der über das erste Vierteljahrhundert seines Lebens hinaus ist und immer noch Geschichte studirt!

(Ueber diesen Satz machte mir ein Russe später die Bemerkung: »Wir machen Geschichte und ihr studirt Geschichte — das ist der ganze Unterschied.«)

Ein hochwohlgeborner junger Russe macht seine Unterrichtszeit ab, nicht um etwas zu lernen, sondern um die erste Sprosse zu erklimmen auf der Leiter staatlicher Ehren. Aus dem Fegfeuer der Schule gelangt er in das Paradies des »Regierens«. —

Solche und ähnliche zwischen dem Verbannten und mir gewechselte Bemerkungen hatte dem Gespräche eine heitere Wendung gegeben und uns Beide in gute Laune versetzt.

»Weiß der Himmel — sagte der Pole — wie es zugeht, daß ich jetzt lachen kann über einen Vorfall, der zu den unglücklichsten Ereignissen meines Lebens gehört und meinem früher schon hinlänglich schlimmen Geschicke eine noch schlimmere Wendung gab.

»Sie wissen, daß ich nach eilfjährigem gemeinen Soldatendienst, durch Vermittelung des Oberst G. als Lehrer an der Kantonnistenschule zu E. angestellt wurde.

»Bot diese Thätigkeit mir auch sonst wenig Erfreuliches, so wirkte sie doch vortheilhaft auf meine Gesundheit ein, denn der Umgang mit der Jugend hat immer etwas Erfrischendes. Nach und nach gewann ich meine Stellung ganz lieb. Doch es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich nirgend eine bleibende Stätte finden sollte.

»Kurz nachdem General Schramm als Chef des Unterrichtswesens für die transkaukasischen Länder nach Tiflis geschickt wurde, besuchte er auf seiner ersten Inspektionsreise auch meine Schule, und aus der hochfahrenden Weise, in welcher er mich und meine Jungens anschnauzte, merkte ich bald, daß sein Besuch nichts Angenehmes zur Folge haben werde.

»Ich hatte schon zuviel Schlimmes im Leben erfahren, um über das barsche Auftreten des Generals übermäßig betroffen zu sein, selbst die Grimassen, welche er beim Hören meines polnischen Namens schnitt, brachten mich nicht sehr aus der Fassung.

»Trotzdem wurde er bei jedem Worte ärgerlicher und barscher, nach der alten Regel, daß Hitzköpfe immer toller aufbrausen, je mehr Ruhe man ihnen entgegenstellt, und daß der tölpelhafte Hochmuth eines Menschen immer auf gleicher Stufe steht mit seiner Unwissenheit.

— »»Nun, was lernen denn die Jungens bei Ihnen?«« begann der Stellvertreter des »Ministers der Volksaufklärung« sein Examen, nachdem er mit wahrhaft bissigem Gesichte be-

merkt hatte, daß es an der Kleidung der Schüler und der Einrichtung der Schulstube nichts zu tadeln gab.

»Ich gab auf diese altherkömmliche Frage die altherkömmliche Antwort; er ließ mich jedoch nicht aussprechen, sondern fiel mit wichtiger Miene ein: — »»Russisch ist die Hauptsache! Darauf muß vor Allem gesehen werden! Bringt mir einem Jungen ordentlich russisch bei, dann lernt sich alles Uebrige von selbst!«« —

»Ich durfte dem natürlich nicht widersprechen, und entgegnete, daß ich es an nichts fehlen ließe, um den Jungens ordentlich russisch beizubringen . . .

— »»Das wollen wir sehen!«« — rief der General — »»zeigen Sie mir einmal Ihren besten Schüler!«« —

»Ich that wie mir geheißen; aber leider war mein bester Schüler kein Russe, sondern ein Armenier, Namens Akimijan.

»Dieser zufällige Umstand gab dem General einen erwünschten Anlaß, sich in eine Flut von Schimpfwörtern darüber zu ergießen, daß ich die Russen zurücksetze und die Vertreter der unterworfenen Völkerschaften bevorzuge.

»Sie können leicht denken, daß das Benehmen des stellvertretenden »Ministers der Volksaufklärung« eben nicht ermuthigend auf die armen Schüler einwirkte.

»Zitternd und schüchtern trat Akimijan vor.

— »»Nun, lassen Sie ihn einmal was an die Tafel schreiben!«« — herrschte mich Se. Excellenz an.

»Akimijan nahm auf mein Zureden die Kreide und schrieb: »Das Auge ist ein Glied des menschlichen Körpers.« —

»Der Satz war richtig geschrieben; es ließ sich nichts dagegen einwenden.

— »»Na, nun machen Sie weiter!«« bedeutete mich Se. Excellenz.

»Was ist oko (das Auge) für ein Wort?« fragte ich [Sc]hüler.

—. »Ein Hauptwort!« — schluchzte der arme Junge.

»Richtig, mein Sohn, sei nicht so furchtsam! Se. Excellenz (zu russisch: Jewo Wuyssokoprewosschoditelstwo) thun Dir nichts zu Leide. Nun sage mir: welchen Geschlechtes ist oko?« —

— »Sächlichen Geschlechtes!« —

»Ganz richtig! nun . . .

— »»Was? ganz richtig? Sächlichen Geschlechtes? Sslawnuij schtuk! Schöne Geschichten!«« unterbrach uns heftig der General. »»Was bringen Sie den Jungen da für Unsinn bei? Das Auge sächlichen Geschlechtes? . . . Hab' ich nicht so gut Augen wie meine Frau? Ist das Auge nicht so gut männlich wie weiblich? Woher ist das Auge sächlichen Geschlechts?«« —

»Die Augen des stellvertretenden »Ministers der Volksaufklärung« verfinsterten sich auf die bedenklichste Weise, und es ergoß sich über mich wieder eine Flut von Schimpfwörtern, wie sie nur dem Munde eines Russen dieses Schlages entströmen kann.

»Das Ende der Geschichte war, daß ich von der Schulstube aus wieder in Reih' und Glied treten mußte. Es wurde auf das Unumstößlichste nachgewiesen, daß ich die Köpfe der jungen Leute verwirre und zu nichts Anderem als zum Felddienst zu gebrauchen sei.«

Der deutsche Erzähler muß hier ergänzend hinzufügen, daß russische Generäle und Volksaufklärer dieser Art allerdings noch vorhanden sind, daß ihre Zahl aber sich von Tage zu Tage vermindert.

Unter den russischen Linienoffizieren, niederen und mittleren Ranges, ist freilich im Durchschnitt Bildung eben so selten, wie Redlichkeit unter den Beamten; die große Mehrzahl der russischen Stabsoffiziere hingegen steht weder in Bildung noch in geselligen Formen den Stabsoffizieren anderer Länder nach.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Giorgi, und das Christenthum in Rußland.

Da mein unfreiwilliger Aufenthalt im kolchischen Küstenlande bei der hier herrschenden Theuerung mir einen großen Querstrich durch die Rechnung machte, so hatte ich meinen Diener, unter dessen Hand die Rechnungen immer merkwürdig anschwollen, wiederholt ermahnt, vorsichtig und sparsam zu sein, um mich nicht in Geldverlegenheit zu bringen, indem ich erst bei meiner Ankunft in Odessa wieder Geld aufnehmen könne.

Giorgi war ganz außer sich vor Erstaunen, daß es mit meinen Dukaten auf die Neige gehe. Meine Börse hatte er für so unerschöpflich gehalten wie seinen Witz. »Wo ist nur all das Geld geblieben?« fragte er kopfschüttelnd.

»Das mußt Du am besten wissen, — entgegnete ich — denn Dir ist es alle durch die Finger gegangen! Wer dachte daran, daß in diesen armseligen Ländern solche Theuerung sein würde? Hast Du mir nicht bei Deinem Kopfe geschworen, als wir zum letzten Mal Abrechnung hielten, und ich mich wunderte über die hohen Preise, Du hättest in Redut-Kalé den griechischen Kaufleuten jedes Huhn mit einem Dukaten bezahlen müssen, wegen des Osterfestes? Statt mir das vorherzusagen, um eine andere Einrichtung möglich zu machen, kommst Du mit Deinen Klageliedern lange nachdem die theuren Hühner alle verzehrt sind! Hast Du mir nicht zwei Abbas[26])

auf die Rechnung gesetzt für jedes Hemde zu waschen, und sind nicht alle meine Hemden, nach dieser Rechnung, öfter gewaschen als ich sie getragen habe? Ist es da ein Wunder, wenn das Geld durch die Finger läuft, wie das Wasser durch's Sieb?«

Giorgi sah mich verblüfft an, ohne ein Wort zu erwiedern, und verließ dann, rückwärts gehend und die Blicke abwechselnd auf den Boden und auf mich heftend, langsamen Schrittes das Zimmer.

* * *

Es war am Vorabend meiner Abreise von Osurgethi. Giorgi packte meine Sachen ein, während ich Anstalt traf, mir Thee zu bereiten, ein Geschäft, das ich immer selbst verrichtete, seit es sich einmal ereignet hatte, daß mir Giorgi, auf unserer Wanderung durch's Paschalik Achalzich, aus Versehen persisches Insektenpulver statt des Thee's in den Topf geschüttet, und den schönen Thee dafür in's Bett gestreut hatte, um das Ungeziefer des Hauses dadurch fern zu halten.

Verfehlte der Thee seine Wirkung auf das Ungeziefer, so wirkte das ursprünglich für dieses bestimmte Pulver auf mich desto stärker, und geplagt von Innen und Außen brachte ich eine schreckliche Nacht zu.

Ich hatte natürlich gleich beim Trinken gemerkt, daß etwas Absonderliches mit dem Thee vorgefallen sein mußte, aber schrieb es Anfangs der starken Beimischung von Rum zu, bis ich zufällig der Sache auf den Grund kam.

Doch kehren wir von dieser kleinen Abweichung zurück zu unserer Geschichte!

Giorgi zeigte sich bei dem Einpacken so zerstreut und schnitt so demuthsvoll-verlegene Mienen, wie ich Aehnliches früher nie an ihm bemerkt. Alle Augenblicke machte er sich

um meine Person zu schaffen und sah mich dann immer so verlegen an, als ob er etwas Schweres auf dem Herzen habe und doch nicht wage, damit herauszurücken.

Ich hatte die Kanne vom Roste genommen, um mir Thee einzuschenken, wobei ich mich statt einer Tasse meines großen Reisebechers bediente, und eben wollte ich den Trank an die Lippen bringen, nachdem ich den überheißen Topf auf den Tisch gestellt, als Giorgi auf den Kohlenbehälter zustürzte und mit ängstlicher Hast die Kanne wieder auf den Rost setzte. »Aga! Aga! was haben Sie gemacht!« — rief er in klagendem Tone — »Wie viele arme Kinderseelen mag der Teufel (scheitan) jetzt schon auf dem Roste verbrannt haben!«

War mir der Mensch schon den ganzen Tag hindurch räthselhaft vorgekommen, so wußte ich doch in jenem Augenblicke am allerwenigsten, was ich aus ihm machen sollte.

»Giorgi, bist Du nicht recht bei Sinnen?« fuhr ich ihn an, »was hast Du mit der Theekanne zu thun, warum bleibst Du nicht beim Einpacken?«

Statt aller Antwort schüttelte er ernst den Kopf und hielt die Kanne mit der Hand auf dem Roste fest.

Nach vielen Fragen kam ich endlich der Sache auf den Grund und erfuhr (was nach Giorgi's Voraussetzung jedes Kind wissen müßte), daß nach dem Aberglauben der Armenier niemals ein Eisen über das Feuer gelegt werden dürfe, ohne daß etwas darauf gestellt werde, weil sonst der Teufel das Recht habe, die Seelen der Kinder darauf zu verbrennen!

»Woher weißt Du das denn?« fragte ich ihn weiter, begierig, den Ursprung dieses seltsamen Aberglaubens zu erforschen.

»Verlassen Sie sich darauf! Verlassen Sie sich darauf!« rief er, in sichtbarer Verlegenheit, wie er den Respekt vor mir mit meiner Unwissenheit in Einklang bringen solle. »Warum

erzeugt der Hasenschwanz Schlaf, wenn er unter das Kissen eines Kindes gelegt wird? Warum giebt das Wolfsauge Muth, Jedem der es trägt? Wer kann den Schleier heben vom Buche der Geheimnisse? Reibt eine Frau mit Wolfsfett ein und sie wird unfruchtbar werden und ihr Mann wird nie wieder den Arm des Verlangens nach ihr ausstrecken — reibt sie mit der Galle des Wolfes ein und sie wird gesegnet werden und ihr Mann wird ihr nie untreu werden. Wir wissen, daß dem so ist, aber wir wissen nicht, warum?«

»Ich frage Dich auch nicht, warum dem so ist, ich frage Dich nur, woher Du es weißt?«

»Das lernt sich wie essen und trinken! Was man von Vater und Mutter gehört, vergißt sich nicht leicht wieder und wenn man auch noch so weit umher kommt in der Welt, wie es mein Schicksal gewesen. Die alten Frauen sind nicht mundfaul in Armenien, und wenn ich Ihnen Alles erzählen wollte, was mir aus der Kindheit im Gedächtniß geblieben, die Geduld würde Ihnen bald ausgehen, es anzuhören. Ich sollte ja eigentlich auch ein Wartabed (Gottesgelehrter) werden, aber es kam etwas dazwischen und da ging ich auf Reisen, und bin auf Reisen geblieben bis auf den heutigen Tag. Gute Herren habe ich immer gefunden und Essen und Trinken, und auch wohl einen Sparpfennig für meine alten Tage; aber wenn ich das gewußt hätte, Aga! es wäre nicht so gekommen . . . nein Aga! ich hätt's wahrhaftig nicht gethan, wenn ich gewußt hätte« —

»Wenn Du was gewußt hättest?« fragte ich neugierig.

»Daß — seien Sie nicht böse! — daß — Sie kein reicher Mann sind!« . . . .

Das Eis war gebrochen und in viel freierem Tone fuhr er mit gewohnter Geschwätzigkeit fort:

»Ich will Ihnen Alles gern wiedergeben! es kommt mir nicht darauf an. Ich weiß auch nicht, wie ich bei Ihnen

dazu gekommen bin, aber es war mir so in der Gewohnheit aus früherer Zeit, wo es immer flott herging, wenn ich nach Teheran, Tauris, Moskau oder zur Messe nach Makariew (Nischny-Nowgorod) kam. Meine Herren waren reiche Kaufleute, die viel draufgehen ließen, und besonders der letzte, der alte Tomamschew von Tauris, nahm es nie sehr genau, wenn er ein gutes Geschäft gemacht hatte. Bei dem alten Herrn habe ich einmal in Einem Winter dreihundert Silberrubel verdient« ...

»Dreihundert Silberrubel in Einem Winter?« unterbrach ich ihn, etwas ungläubig.

»Ja Herr! in Einem Winter, und zwar in einer einzigen Woche!« — fuhr er in sehr sicherem Tone fort. »Es war in der Masslenitza[27]) in Moskau. Mein Herr hatte in dem großen Traktir[28]) auf der Maraseka[29]) mit andern Kaufleuten bis spät in die Nacht hinein gezecht und mehr getrunken, als nöthig war.

»Skurjätin, ein alter Kaufmann, der die Zeche bezahlen mußte, war so benebelt, daß er kaum auf den Beinen stehen konnte und daß mein Herr sich veranlaßt fühlte, ihm einen Platz in unserm Schlitten anzubieten, um ihn vor den großen Unannehmlichkeiten zu wahren, denen Trunkene in russischen Städten durch die Polizei ausgesetzt sind.

»Der Iswoschtschik (Kutscher), der während des langen Wartens unten auch wohl ein Glas zuviel getrunken haben mochte, setzte seine Pferde so in Tritt, daß wir gleich am Anfange unserer Fahrt, beim Einbiegen in die Straße neben der Börse umschlugen und allesammt in den Schnee stürzten, wie das so oft bei den Moskowiter Schlittenfahrten vorkommt.

»Dem alten Skurjätin fiel bei der Gelegenheit seine dicke Brieftasche aus dem Kaftan; ich hob sie auf und überreichte sie ihm. Anstatt mir jedoch dafür zu danken, überschüttete er mich mit Schimpfworten und warf mir die Brief-

tasche an den Kopf. Ich wollte sie nun selbst einstecken, aber mein Herr, der trotz aller Trunkenheit für dergleichen immer ein scharfes Auge hatte, befahl mir, ihm die Brieftasche zu geben, er wolle sie aufbewahren bis morgen. Darauf steckte er sie in seinen Pelz. Kaum waren die beiden Alten unter großen Anstrengungen wieder in den Schlitten gestiegen, als sie einer nach dem andern einschliefen. Der Weg, den wir zu fahren hatten, war weit. Ich konnte dem Drange der Neugier nicht widerstehen, einen Versuch zu machen, die Brieftasche noch einmal in meine Hand zu bekommen, um zu sehen, was darin war. Der Versuch gelang. Und da ich einmal einen Blick hineingeworfen und eine Menge Banknoten darin entdeckte, so nahm ich einige davon heraus, verbarg sie in meinem Kaftan und steckte darauf die Brieftasche wieder in den Pelz meines Herrn.

»Ich fühlte wohl, daß ich Unrecht gethan, aber es freute mich, dem alten reichen Skurjätin, der mich immer so derb anfuhr, einen Possen zu spielen, und dann wäre ja auch ohne mich seine Brieftasche ganz verloren gegangen; ich hatte sie ihm gerettet, und glaubte eine Belohnung dafür zu verdienen, die ich mir gleich selbst nahm, um ihrer gewiß zu sein.

»Vor Skurjätin's Hause machten wir Halt. Ich weckte den Alten und sorgte dafür, daß er in sichere Obhut kam. Als wir eine Viertelstunde später in unserer Wohnung anlangten, war mein Herr durch den Schlaf, die Kälte und die lange Fahrt wieder ganz frisch geworden. Ich selbst machte ihn aufmerksam, die beigesteckte Brieftasche nicht zu vergessen. Er nahm sie aus dem Pelze und legte sie sammt seiner eigenen Brieftasche in ein vor seinem Bette stehendes Kästchen, worin er sein Geld zu verschließen pflegte.

»Kaum waren wir am folgenden Tage aufgestanden, als Skurjätin ganz außer sich zu meinem Herrn in's Zimmer stürzte (wo ich eben mit den Vorbereitungen zum Frühstück

beschäftigt war), und sich erkundigte, ob wir seine Brieftasche nicht gefunden hätten, die er bei der nächtlichen Fahrt verloren haben müsse. Es seien eine Menge werthvoller Papiere, Wechsel und Banknoten darin enthalten.

— »Ich habe sie selbst zu mir genommen und der Vorsicht wegen verschlossen« — sagte mein Herr, indem er die Brieftasche aus dem Kästchen nahm und sie Skurjätin überreichte.

»Unter tausend freudigen Danksagungen nahm dieser den geretteten Schatz entgegen, überzählte schnell den Inhalt, und sein Gesicht umdüsterte sich ein wenig, als er mit dem Durchblicken der Papiere fertig war. Ich hörte, wie er vor sich hin murmelte: — »Sollte ich das Geld wo anders hingelegt haben?« — Darauf empfahl er sich, ohne weiter etwas zu sagen.

»Ich war den ganzen Tag über mit Gängen und Besorgungen in der Stadt beschäftigt und als ich Abends nach Hause kam, fand ich meinen Herrn in sehr übler Stimmung. Ich erfuhr bald die Ursache seiner Gemüthsbewegung. Skurjätin war wieder bei ihm gewesen, um über die fehlenden Banknoten Rücksprache zu nehmen. Tomamschew, der seiner Meinung nach die Brieftasche bis zum letzten Augenblick ungeöffnet in Verwahrung gehabt hatte, fühlte sich durch die Aeußerungen Skurjätin's beleidigt, und wies nach einem heftigen Wortwechsel seinem Geschäftsfreunde die Thüre.

»So standen die Sachen, als ich nach Hause kam. Mir war sehr angst bei der Geschichte; ich fand jedoch einigen Trost darin, daß kein Verdacht auf mich gefallen war und daß bei einem Bruche zwischen den Beiden der Schaden immer auf Seite Skurjätin's blieb, der von meinem Herrn viel Geld verdiente und deshalb Alles daran setzen mußte, um wieder anzuknüpfen.

»Ich begegnete ihm am folgenden Tage auf dem Bazar

in der Kitaïsky Gorod.[30]) An der ganz besonderen Freundlichkeit, womit er mich begrüßte, merkte ich bald, daß er etwas im Schilde mit mir führte. Er reichte mir die Hand, bat mich, ihn in's Traktir zu begleiten, um einen kleinen Imbiß zu nehmen und war des Lobes voll über meine vortrefflichen Eigenschaften.

»Nachdem wir ein gutes Glas Wein zusammen getrunken hatten und ihm die Zunge geläufig geworden war, rückte er mit der Sprache heraus. Erst sagte er, wie leid es ihm thue, daß ein so unglückliches Mißverständniß zwischen ihm und meinem Herrn entstanden sei; das unerklärliche Verschwinden der fehlenden Banknoten habe ihn zwar sehr geschmerzt und augenblicklich in schlechte Laune versetzt, aber am Ende sei doch der Gegenstand nicht so erheblich, um einen Bruch zwischen alten Geschäftsfreunden zu rechtfertigen; er (Skurjätin) wollte gern das Doppelte verlieren, wenn er seine alte Verbindung mit Tomamschew wieder herstellen könnte. Und nun machte er mir gradezu den Antrag, ich sollte mich stellen, als hätte ich das Geld heimlich beseitigt; für diesen Freundschaftsdienst bot er mir eine erkleckliche Summe, und für den Fall, daß ich den Dienst darüber verlieren sollte, wollte er mir eine andere, noch einträglichere Stelle verschaffen.

»Erst stellte ich mich ertrüstet über den Antrag, ging aber bald darauf ein, als ich sah, daß es ihm Ernst damit war. Den scheinbar leichteren Ausweg, zu sagen, er habe das Geld nachträglich gefunden, wollte er um jeden Preis vermeiden, denn er kannte die große Genauigkeit meines Herrn, der eine solche Unordnung schon an und für sich als Grund zum Bruche angesehen haben würde . . .

»Ich warf mich dem alten Tomamschew zu Füßen, und machte ihm ein so rührendes Geständniß meiner Sünde, daß der gute Herr mir Alles verzieh. Bald war auch die Freundschaft mit Skurjätin wieder hergestellt und nach

Abzug der Unkosten für die Absolution beim Priester blieben mir gerade dreihundert Silberrubel übrig als Gewinn bei dem Geschäfte.«

»Du bist mir ein schöner Spitzbube!« — rief ich, als Giorgi seine Geschichte geendet. — »Aber hattest Du denn gar keine Gewissensbisse mehr, nachdem der Priester Dir die Absolution ertheilt?«

»Nein,« — entgegnete er sehr gelassen — »wozu hätte ich sonst das schwere Geld ausgegeben?«

Ich machte ihm noch einige andere in's Gewissen redende Bemerkungen, aber er antwortete sehr kurz darauf. Der einzige Zweck seiner Erzählung war gewesen, mir zu beweisen, daß er Gelegenheit genug gehabt habe, sich ein Stück Geld zu verdienen, und daß es ihm kein zu großes Opfer sei, mir Das zurückzuerstatten, was er, in dem Wahne, ich sei ein reicher Mann, mir zuviel auf die Rechnung geschrieben.

Natürlich ließ ich mich nicht darauf ein, so sehr er auch bat und flehete; aber von jenem Tage an reiste ich beispiellos wohlfeil und hatte eben so oft Gelegenheit, mich über die Billigkeit der Lebensmittel u. s. w. zu wundern, wie früher über das Gegentheil.

* *
*

Ich habe diese Geschichte mit einiger Ausführlichkeit wiedergegeben, da sie einen Blick thun läßt in die Gefühls- und Gedankenwelt einer ganzen Menschenklasse, deren Kenntniß mindestens eben so wichtig ist, als die Kenntniß seltener Steine, Vögel und Pflanzen.

Man kann Giorgi als Repräsentanten derjenigen Armenier seiner Bildungsstufe betrachten, welche mit den Russen in längeren und näheren Beziehungen gestanden haben.

Die landesthümlichen Sitten und Gebräuche, welche seit Jahrhunderten die Stelle der Gesetze vertraten, verschwinden vor den fremden Eindringlingen, ohne daß etwas Besseres dafür geboten würde. Die Unterschiede im Guten werden verwischt und das Schlechte wird verallgemeinert, wie das Unkraut überall leicht fortwuchert, während die Blumen und Fruchtbäume sorgfältiger Pflege bedürfen.

Diese Pflege können die Russen nicht ausüben, weil sie ihnen selbst nie zu Theil geworden ist. Sie können die ureinwüchsigen Uebel und Laster der Völker nur vermehren, ohne ihnen ein sittliches Gegengewicht zu geben.

Das Einzige, was sie mitbringen in die eroberten Länder, sind neue Zwangsmittel des alten Zwangsstaates, neue Formen des Betruges, der Lüge und des Mißbrauchs der Kirche zu polizeilichen Zwecken.

Veranschaulichen wir kurz das Gesagte an den beiden uns hier zunächst liegenden Ländern: Georgien und Armenien, denen der Kaiser bisher für alle ihnen abgedrungenen Opfer nichts Anderes hat bieten können, als einen französischen Frack und die russische Sprache.

Was ist diesen Leuten damit gedient, daß sie, um nach dem herrschenden Vorurtheil einen Anstrich von Bildung zu erlangen, in Kleider und Handschuhe von französischem Zuschnitt hineingezwängt werden auf Kosten ihres malerischen National-Kostüms?

Was ist ihnen ferner damit gedient, sich ihrer eigenen Sprache und Sitte zu entäußern, um russische Sprache und Sitte dafür anzunehmen?

Sowohl die georgische wie die armenische Literatur kann sich der russischen so ziemlich gleichstellen. Was die Russen hier Neues zu bieten haben, gehört (außer ihrer Poesie) ursprünglich nicht ihnen selbst an, sondern ist den Deutschen, Engländern und Franzosen entlehnt.

Soll russische Gelehrsamkeit etwa die Vermittlerin zwischen diesen Ländern und dem klassischen Alterthum spielen? Ein einziger Blick in den Katalog der alten Bibliothek von Etschmiadsyn genügt, um zu zeigen, daß dies unnöthig ist.

Wie die Armenier eine vortreffliche Bibelübersetzung hatten, ein halbes Jahrtausend bevor die Russen etwas vom Christenthum wußten, so hatten sie auch Uebersetzungen und Nachbildungen der alten Klassiker, lange bevor das Zarenthum aus den Trümmern der Republik Nowgorod emporwuchs, ein Grab der Kultur der alten, und eine Geißel der neuen Welt.

Oder meint Ihr etwa, Rußland habe den Ackerbau, den Handel, die Gewerbe, die Industrie Georgiens und Armeniens gefördert?

Nur wenige der Landeskinder finden in Werkstätten ihr Brot, aber viele finden auf dem Schlachtfelde ihren Tod.

Der Ackerbau erinnert noch an die Urzustände menschlicher Thätigkeit und wurde nur hin und wieder von solchen Statthaltern gefördert, welche, wie Fürst Woronzoff, eine Privatliebhaberei daraus machten.

Von den Gewerben blühen nur diejenigen, welche die Werkzeuge des Krieges, Waffen und Rüstungen liefern.

Und wie kann dem anders sein in Ländern, wo seit mehr als einem halben Jahrhunderte alle menschliche Thätigkeit im Großen nur auf Kampf und Zerstörung gerichtet war, und die Verdienste der Menschen nur berechnet werden nach der Zahl ihrer Mitmenschen, die sie getödtet.

Die Künste des Friedens lieben den Lärm des Krieges nicht und fliehen verscheucht zurück vor Kanonendonner, Schlachtdrommeten und Roßhufgestampf.

Was bleibt, nach dem Gesagten, den Eroberern noch übrig, zum Heil dieser Länder zu thun?

Wer aufmerksamen Blickes und Ohres das weite Zarenreich, das drei Welttheile umstrickende, durchwandert, und dann

die Summe seiner Betrachtungen zieht, dem schaudert bei dem Gedanken an die Geschicke, welche dieser Länderkoloß noch zu erfüllen hat.

Wer an der bevorstehenden Erfüllung dieser Geschicke zweifelt, kennt die Geschichte und kennt Rußland nicht.

So unterschieden von Ursprung und Interessen die bunt-zusammengewürfelten Horden auch sein mögen, welche dieses Riesenreich bilden, es giebt Ein gewaltiges Band, das sie Alle zusammenhält: die byzantinische Kirche! Wer nicht hineingehört, wird hineingezwängt und ehe das kommende Jahrhundert beginnt, werden alle Bewohner Rußlands Eines Glaubens sein.

Schon jetzt umschließt jenes große Netz, dessen Maschen die Newa und die Wolga, der Don und der Dnjepr, der Kyros und der Araxes bilden, eine vorwiegend christliche Bevölkerung, in deren Mitte die zerstreuten islamitischen Stämme, die Nachkommen der goldenen Horde, sich wie Tropfen im Ozean verlieren.

Welch eine wundersame Fügung des Schicksals, daß Rußland, dessen Regierungsprinzip den diametralen Gegensatz christlicher Satzung bildet, gerade das Christenthum zum Eck- und Schlußstein seiner Macht gestalten muß! Und eine nicht minder wundersame Fügung des Schicksals ist es, daß der Zar überall, wohin er seine weitausgreifenden Arme streckt, christliche Anhaltspunkte findet, an welche er die Schicksalsfäden der von ihm künstlich zerstreuten Bekenner des Islam knüpfen kann: Armenien zu den Füßen des Ararat, und Georgien zu den Füßen des Kaukasus!

Welcher Art aber ist dieses Christenthum, das so viele Millionen Menschen zu einem großen Ganzen zusammenschmilzt und ihnen als Triebfeder dient zu Kraftäußerungen, welche über kurz oder lang der alten Welt eine neue Gestaltung geben werden?

Folgt mir einen Moment in das russische Mutterland, um einen flüchtigen Blick auf die dort herrschenden religiösen Zustände zu werfen!

Seht jenen armen Soldaten, der müde und hungrig vom langen Marsche, erst sein Gebet verrichtet, bevor er Speise zu sich nimmt und die Ruhe sucht.

Er zieht ein kleines Heiligenbild aus der Tasche, spuckt darauf und wischt es ab mit dem Aermel seines Rockes; dann setzt er es nieder auf die Erde, kniet hin davor und bekreuzigt sich, und küßt es in frommer Andacht.

Oder tretet Sonntags mit mir in eine der düstern, bildergeschmückten russischen Kirchen. Wenn nicht schon die Kleidung der Anwesenden die Standesunterschiede bezeichnete, Ihr würdet diese Unterschiede erkennen an der Art und Weise, wie ein Jeder sein Kreuz schlägt.

Betrachtet zunächst jenen vornehmen Herrn, der vor dem wunderthätigen Kasan'schen Muttergottesbilde stehen bleibt, sich leicht verbeugt und andeutungsweise bekreuzigt. In's Deutsche übersetzt, würde die Mienensprache dieses Herrn etwa folgendermaßen lauten: »Ich weiß, daß dies Alles nur ein frommer Wahn ist, aber man darf den Leuten kein Aergerniß geben, sonst geht alles Ansehen verloren. Würde das Volk sich länger für uns plagen, wenn es den Anweisungen nicht mehr traute, die wir ihm auf die Freuden des Himmels ausstellen lassen?«

Nun sehet jenen kaftanbekleideten, feisten Kaufmann, der verschmitzten Blickes und sichern Schrittes auf den Priester losgeht, um seine Seele von den Schachersünden der vergangenen Woche befreien zu lassen.

Er kennt den Priester und weiß, daß ein gutes Stück Geld bei diesem eine gute Stätte findet; darum geht er so sicher, in dem Bewußtsein, die ganze Sündenrechnung in Bausch und Bogen abmachen zu können. Und wie die Absolution vorüber ist, stellt er sich vor das wunderthätige Heiligenbild

hin und schlägt so gewaltige Kreuze, daß vor dieser Arbeit auch die letzten Skrupel seiner Seele verschwinden müssen.

Betrachtet jetzt jenen armen Bauern, der demüthig zur Pforte hereinschleicht und sich scheu umsieht in den Weihrauch-durchwölkten Hallen. Es ist des Glanzes, der Pracht zuviel für den armen Schelm.

»Gott! — denkt er — was ist der Kaiser doch für ein gnädiger Herr, daß er so schöne Kirchen bauen läßt für uns arme Teufel! Gott segne den Kaiser!«

Und dann schleicht er schüchtern auf irgend ein Heiligenbild los, wo der goldene Grund und die braunen Farben am grellsten kontrastiren und wirft sich nieder davor und schlägt mit der Stirn die Erde, daß die langen Haare ihm weit über's Gesicht fallen, und er mühet sich so ab im Körperverbeugen und riesigen Kreuzschlagen, bis er nicht mehr kann vor Erschöpfung. Denn je ärmer der Mensch in Rußland, desto größer das Kreuz, das er schlägt und trägt.

* * *

Wir verlassen Osurgethi bei Sonnenaufgang und werfen einen letzten Rückblick auf das blühende Land und dessen Gebirgsketten, die es durchziehen und umragen.

Der Morgen ist ruhig und frisch. Ueber dem dunklen Grün um uns her schweben weiße, weithin verschwimmende Streifen, die immer lichter und durchsichtiger werden, je weiter der Tag herabsteigt. Im Norden die schneebedeckten Kuppen des wildzerklüfteten Kaukasus! Schon ergießt es sich über die Höhen des Elborus wie ein Feuermeer, und immer weiter steigt's herab und springt in blendendem Farbenspiel von Berg zu Berg, von Fels zu Fels. Wir wenden das staunende Auge nach Süden, den adsharischen Bergen zu, welche Gurien von Anatolien scheiden und uns im frischesten Morgenglanze

entgegenschimmern. Von dort lassen wir die Blicke nach Westen schweifen, wo sich das Schwarze Meer in unabsehbarer Weite vor uns aufthut, blitzend und leuchtend wie die Sonne selbst. Dahin führt unser Weg.

Aus dem reizenden, mit Mais und Hirse und rebenumschlungenen Bäumen bedeckten Thale, wo Osurgethi liegt, wenden wir uns, dem Laufe der Natanebi folgend, nach St. Nikolaus, einem elenden, hart an der türkischen Grenze auf einer Sanddüne gelegenen Küstenfort, durch nichts bemerkenswerth, als durch seine schlechte Luft und Lage. Von dort kehren wir über Poti nach Redut-Kalé zurück.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Meerfahrt an der Küste von Abchasien.

In Redut-Kalé wurde mir gleich nach meiner Rückkehr eine Nachricht, welche mich deshalb freudig stimmte, weil sie mir Gelegenheit bot, der ungastlichen Stadt, an welche sich auch nicht eine angenehme Erinnerung für mich knüpft, den Rücken zuzukehren und auf den stürmischen Wellen des Schwarzen Meeres — statt auf einem langwierigen Krankenlager — Erholung von meinem hartnäckigen Unwohlsein zu suchen.

Der Kommandant von Redut-Kalé hatte nämlich einen Barkaß, (d. i. ein unverdecktes Kriegsboot mit einer Kanone), bemannt mit vierzehn Kosaken unter Anführung eines Chorundshi (Kosakenoffizier untersten Grades) nach der Festung Ardiller an der Küste des Landes der Dshigethen auszurüsten und ertheilte mir, nebst zwei Leidensgefährten, bestehend aus einem jungen russischen Gardekapitain und dem tapfern Tatarenhauptmann Gjül-Bassar, gern die Erlaubniß, die im Monat April etwas gefährliche Fahrt mitzumachen. Die Zwecke, welche das Reiseklееblatt verfolgte, waren eben so verschieden, wie die Persönlichkeiten, aus welchen es zusammengesetzt war. Der Gardekapitain — ein parfümirter Salonheld — hatte dem die Militairlinie an der Ostküste des Schwarzen Meeres kommandirenden General von Budberg Depeschen vom Oberbefehlshaber zu überbringen.

Gjül-Bassar — jedenfalls die interessanteste Persönlichkeit von uns dreien — ein auf dem Wege der russischen Civilisation begriffener Tatar, hatte sich, gelockt durch Titel und Orden, dem in Warschau stehenden, muselmännischen Reiterregiment zukommandiren lassen, um im fremden Lande, im Glanze friedlicher Straßenparaden, Auszeichnungen zu finden, deren Erringung ihm im Schooße der kriegbedrohten Heimat zu schwer geschienen.

Gjül-Bassar (zu deutsch: Rosenhaupt), stand mit seinem blumigen Namen in auffallend wunderbarem Einklange. Sein mit ebenso starken wie zahlreichen Pockennarben übersäetes Antlitz sah aus wie eine Sammlung verwetterter Rosenknospen, und seine etwas lang gerathene, schwammige Nase glänzte darüber hin, wie ein durchsichtiger Behälter, dem alles Blut der abgestorbenen Rosenknospen zugeflossen. Als einzige Waffe trug der Rosenköpfige einen daghestanschen Dolch im Gürtel; die übrigen Mordwerkzeuge: ein Gewehr mit doppeltem Lauf, ein paar gewichtige, persische Pistolen und einen langen Tscherkessensäbel hatte er seinem kleinen Diener Jussuff aufgebürdet, dessen winziger, schmaler Körper die Waffenlast mit Mühe zu tragen schien. Das Ergötzlichste an Gjül-Bassar war seine fixe Idee: Warschau liege irgendwo am Schwarzen Meere. Wir ließen ihn ruhig gewähren, nachdem wir vergeblich auf alle Weise versucht hatten, ihn von seinem Irrthume abzubringen, zu welchem ein ihm befreundeter Mullah aus dem Karabagh Veranlassung gegeben hatte.

Es war 8 Uhr Morgens am 19. April, als wir bei immer noch umwölktem Himmel Redut-Kalé verließen. Der Barkaß war flott gemacht, unsere Sachen waren bereits aufgepackt, und die Kosaken standen am Ufer und harrten ihres Führers, sich nach ihrer Gewohnheit die Zeit mit Singen heimatlicher Lieder vertreibend.

Zwölf Kosaken hatten einen Kreis gebildet, der dreizehnte

stand in der Mitte und sang mit lauter, gewandter Stimme ein lustiges Lied, dessen letzte Verse jeder Strophe die Umstehenden immer halb schreiend, halb singend wiederholten.

Lied der Kosaken vom Schwarzen Meere:

„Was hängst Du das Köpfchen so traurig und schwer?"
— „Was ziehst, mein Kosak, fort zum Schwarzen Meer?" —
So sprach ich zum Mädel, so sprach sie zu mir —
Just war ich beim Mädel, und jetzt bin ich hier!
Chor: So sprach ich zum Mädel ꝛc.

Und weine nicht, Mädchen, hell' auf Deinen Blick!
Wohl muß ich davon, doch bald kehr' ich zurück —
Der Kosak liebt das Meer und er liebt die Gefahr,
Doch er liebt auch, was Süßes beim Mädel ihm war!
Chor: Der Kosak liebt das Meer ꝛc.

Der Priester der spricht: Das ist Sünde, mein Sohn!
Doch beicht' ich die Sünd', da verzeiht er sie schon.
Ein Griff in die Tasch', ein geschmeidiger Mund,
Das macht uns beim Priester von Sünden gesund!
Chor: Ein Griff in die Tasch' ꝛc.

Es donnert zum Kampfe — da zagen wir nicht,
Ob zu Meer, ob zu Lande, das fragen wir nicht;
Ob nah oder ferne, das messen wir nicht,
Und das Liebchen, das treue, vergessen wir nicht!
Chor: Ob nah oder ferne ꝛc.

Drum frisch, ihr Kosaken, das Segel gespannt!
Die Schaschka [31]) zur Seite, den Kinshal zur Hand!
Und weine nicht, Mädchen, hell' auf Deinen Blick:
Der Kosak muß davon, doch bald kehrt er zurück!
Chor: Und weine nicht, Mädchen ꝛc.

Wer hat das hübsche Lied gedichtet? fragte ich, auf die Sänger zugehend. Die Kosaken blieben mir die Antwort

schuldig, denn in diesem Augenblick kam ihr Führer eiligen Schrittes herbeigegangen, und im Nu saßen Alle bei ihren Rudern im Fahrzeug. Eine halbe Stunde später hatten wir schon die heftige Strömung passirt, welche die Chopi bei ihrer Mündung im Schwarzen Meere bildet.

Wir saßen mit dem Offizier und einem alten Urjädnik (Unteroffizier), welcher als Steuermann fungirte, im Hintertheile des Barkaß, der gerade groß genug war, die Mannschaft, welche, uns und unsere Leute mitgerechnet, aus zweiundzwanzig Personen bestand, zu fassen.

»Wo habt ihr Türkisch gelernt?« — fragte ich einen Kosaken, welcher sich eifrig in dieser Sprache mit Gjül-Bassar's Diener unterhielt. »Was sollten wir nicht Türkisch sprechen können?« entgegnete der Gefragte, »wir sind ja in der Türkei groß geworden.« Durch weiteres Fragen gelangte ich zu der Gewißheit, daß unsere Kosaken zu den Resten der tapferen Saparoschzen[32]) gehörten, welche, vermehrt durch eine Menge Ueberläufer und Vagabunden, unter der Regierung Peters I. zu den Türken übergingen, und seit der Zeit hartnäckige Feinde der Russen wurden. Nach der Einnahme von Varna (1828) unterwarf sich ein Theil dieser Krieger, welche im fremden Lande ihre Sprache, Religion und Sitten treu bewahrt hatten, auf's Neue dem russischen Scepter, unter Anführung ihres Atamans Gladkoi.[33])

Die Kosaken, von welchen die meisten mit bei Varna gewesen waren, erzählten mir in Bezug auf die oben angedeutete Begebenheit eine Menge Geschichten zur Verherrlichung ihres neuen Herrschers, unter anderm, wie er sich, nur von seinem Adjutanten Orlow begleitet, auf einem Kriegsboote den ihm bis dahin feindlichen Kriegern anvertraute, ohne, trotz aller Warnungen seiner Umgebung, die mindeste Besorgniß noch Furcht zu äußern; sechsundzwanzig Saparoschzen saßen am Ruder, und der Ataman selbst fungirte als Steuermann.

Persönlicher Muth wird dem Kaiser von Niemand abgesprochen; aber als Feldherr hat sowohl er, wie sein verstorbener Bruder, der Großfürst Michael, während des Türkenkrieges sehr geringe Beweise von höherer Befähigung gegeben. So erzählten mir wenigstens hochgestellte Offiziere, welche den Türkenkrieg mitgemacht und Gelegenheit hatten, den Kaiser in der Nähe zu beobachten . . .

Die geschwätzigen Kosaken vertrieben uns durch ihre Lieder und Sagen die Zeit ganz angenehm; wir ergötzten unsere Blicke an den das Fahrzeug oft schaarenweise umspielenden Delphinen, und langten gegen zwei Uhr Nachmittags glücklich in der Festung Anaklea an.

Dieser, jetzt nur von wenigen Türken, Juden und Kosaken bewohnte Ort (muthmaßlich das alte Heraklea der Griechen) am linken Ufer des Ingur, welcher sich hier in's Schwarze Meer ergießt, gelegen, bezeichnet an der Küste den Gränzpunkt zwischen Mingrelien und dem Gebiete von Samursachan.[34])

Wir waren gezwungen, hier einige Stunden Rast zu halten, damit die ermüdeten Kosaken, welche bei den ungünstigen, unser Segel unnütz machenden Winden den ganzen Tag das Ruder schwingen mußten, neue Kräfte sammeln konnten.

Um sechs Uhr begaben wir uns wieder auf unser Fahrzeug, und liefen bei einbrechender Nacht, die hier immer ohne die süße Zwischenzeit der Dämmerung dem Tage folgt, in eine kleine Bucht an der Küste von Samursachan ein.

Ein paar kleine, hinter Bäumen hervorlugende Bretterhäuschen hatten uns zu der Meinung verleitet, es befinde sich hier ein Dorf, wo wir Obdach für die Nacht finden könnten; allein wir sahen uns bei näherem Recognosciren nicht nur in unserer Erwartung getäuscht, sondern hatten noch obendrein ein kleines Zusammentreffen mit türkischen Kontre-

banditen, welche sich mit ihren in den oben erwähnten Häuschen versteckten Waaren im Dunkel der Nacht wieder auf den Weg machten, wahrscheinlich um einem andern Schlupfwinkel an der Küste von Abchasien oder Dshighethistan zuzusteuern. Wir brachten die Nacht unter freiem Himmel zu, zündeten Wachtfeuer an, stellten Wachen aus und ließen uns von nahem Wellengemurmel und fernem Schakalgeheul in Schlaf singen.

Trotz unsers unbequemen Lagers schliefen wir vortrefflich, ausgenommen Gjül-Bassar, welcher, die Pistole in der Hand, mit gekreuzten Beinen auf seinem Teppich kauernd, die ganze Nacht vor Unruhe und Besorgniß kein Auge schließen konnte. Diese, sich bei der kleinsten Gefahr äußernde Besorgniß hatte keineswegs in angeborner Feigherzigkeit ihren Grund. Ein gläubiger Muselmann, wie unser Tatar, fürchtet den Tod nicht; auch bin ich überzeugt, daß sich Gjül-Bassar zu jeder andern Zeit, ohne zu zittern, jeglicher Gefahr ausgesetzt haben würde; für den Augenblick jedoch war ihm sein Leben lieb, denn er hatte gehört, der Kaiser werde am 15. Mai in Warschau eine Musterung der muselmännischen Regimenter halten, bei welcher Gelegenheit jeder anwesende Offizier einen Orden zu erwarten hätte.

Dieser zu erwartende Orden nun war der Anfang und das Ende aller Wünsche Gjül-Bassar's. Seit unserer Abreise von Redut-Kalé hatte er von nichts weiter gesprochen; das Meer mit seinen tausend Wundern, die stets wechselnden, großartigen Naturschönheiten, welche uns umgaben, Alles ließ ihn ungerührt; er dachte nur an seinen Orden.

Von einem mehrstündigen Regen durchnäßt, verließen wir bei Tagesanbruch unser romantisches Lager und langten nach etwa siebenstündiger Fahrt im Hafen von Utschamtschuri an.

Ich unterlasse es, mich in nichtssagenden Schilderungen der herrlichen Naturschauspiele zu ergehen, welche die Küste,

vom Meere aus gesehen, in üppiger Fülle darbietet: die schäumende Brandung, das steinige Ufer, die sich in endlose Ferne verlierenden, undurchdringlichen Wälder, die baumgekrönten, bunten Hügelreihen und dahinter die große Gebirgskette mit ihrem nimmer beständigen Farbenspiel. Hier ist Alles in stetem Wechsel begriffen, wenn nicht ein vollkommen heiterer Tag, wie der April ihrer nur wenige bietet, einen sicheren, klaren Anblick gewährt.

Oft zieht sich eine Alles verhüllende, dichte Nebelmauer vor den spähenden Blicken hin, und vergebens sucht dann das Auge einen erquickenden Anhaltspunkt, bis plötzlich ein Sonnenblick den aschgrauen Schleier zerreißt, und ein leuchtender Strahl, wie ein goldener Zauberstab, Wald, Hügel und Gletscher in neuem Glanze erschimmern läßt.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Utschamtschuri und Suchum-Kalé.

Utschamtschuri ist ein aus einer Straße und mehreren dahinter zerstreut liegenden Häusern bestehender abchasischer Hafenplatz mit etwa fünfhundert Einwohnern, deren Hauptnahrungsquelle der Handel mit eingeschmuggelten Waaren ist.

Ich fand auf dem, den größten Theil des Ortes einnehmenden Bazar eine mannichfaltige, obschon weder reiche noch gesuchte Auswahl von Stoffen und Fabrikaten aus dem Abend- und Morgenlande. Viele, hier wohl selten oder nie gekaufte Waaren liegen da aufgespeichert, denen man es gleichsam ansehen kann, daß sie nicht Spekulationsgeist, sondern bloßer Zufall an Abchasiens ungastliche Küste geschleudert.

Diese Muthmaßung wird zur Gewißheit, wenn man sich bei den Kaufleuten nach den Preisen der betreffenden Waaren erkundigt, welcher selten oder nie im Verhältniß mit ihrem Werthe steht. So wurde mir z. B. ein Stück feines englisches Scharlachtuch zu einem Preise angeboten, für welchen ich dasselbe in England nicht hätte kaufen können.

Die Kaufleute sind ein Gemisch von Türken aus Trapezunt, Griechen, Armeniern und Abchasen; der Handel der letztern erstreckt sich lediglich auf Waffen und einheimische Produkte, worunter besonders das treffliche, dem lesghischen an Stärke

fast gleichkommende Tuch und das äußerst zierlich und fein gearbeitete Schuhwerk bemerkenswerth ist.

Der Bazar von Utschamtschuri trägt ein ganz eigenthümliches, kriegerisches Gepräge. In jeder Bude, welche sich alle offen vor den Augen des Zuschauers ausdehnen, steht ein geladenes Gewehr; häufig findet man auch noch sonstige Waffen, wie Dolche, Pistolen 2c. Die Käufer, welche theils zu Fuß, theils zu Pferde den Bazar durchziehen (größtentheils Abchasen aus den umliegenden Dörfern), sind alle vollständig bewaffnet, die Flinte auf dem Rücken, Dolch und Pistolen im Gürtel. Unter den Männern erregten viele durch ihre schlanke und regelmäßige Körperform und ihr ausdrucksvolles Gesicht unsere Bewunderung. Was uns vom schönen Geschlechte zu Augen kam, war Alles alt und häßlich.

Um keine von den Merkwürdigkeiten Utschamtschuri's ungesehen zu lassen, besuchten wir, nachdem wir auf dem Bazar verschiedene Einkäufe gemacht, das hier befindliche kleine Kaffeehaus, ein luftiges, zeltartig aufgeschlagenes Gebäude, dessen einziger Schmuck aus einer Art Kochofen zur Bereitung des Kaffee's und einigen zur Bequemlichkeit der Gäste auf dem Boden ausgebreiteten Matten besteht.

Wir ergötzten uns eine Weile an der herrlichen Aussicht, welche man vom Balkon des Kaffeehauses nach dem Hafen zu hat, sahen dem Treiben der Gäste zu, wovon die einen Schach spielten und die andern Keef[35]) machten, und kehrten darauf nach unserm Barkaß zurück, in der Hoffnung, noch vor der Nacht die nächste russische Festung zu erreichen. Dem sollte jedoch nicht so sein. Nachdem wir ein paar Stunden lang auf die unbarmherzigste Weise in unserm zerbrechlichen Fahrzeug von den tobenden Winden umhergeschleudert waren, mußten wir uns bei der heftigen Brandung noch glücklich schätzen, vor Anbruch der Dunkelheit einen einigermaßen günstigen Landungsplatz zu erreichen.

Wir schlugen unser Lager am Eingange eines dichten die Küste begränzenden Waldes auf, dasselbe Verfahren, wie das erstemal, dabei beobachtend.

Ueber die üppige Vegetation der Küste von Abchasien habe ich schon oben andeutend gesprochen; man findet hier wildes Stein- und Kernobst aller Art, Zwerglorbeer, Buchsbaum, Nußbäume, Weinstöcke sieht man hier in großer Menge, besonders letztere von bedeutender Dicke und Höhe. Anmuthig schlingt sich der Weinstock um die hohen Bäume, deren Gipfel seine hochaufstrebenden Ranken nicht erreichen. Welch ein Nutzen, welche Schätze könnten bei gehöriger Kultur diesem gesegneten Boden entlockt werden! Aber die Natur arbeitet hier für sich allein, ohne daß der Mensch fördernd dabei mitwirkte. Kein Auge ergötzt sich an den Blumen, die hier wachsen, keine Hand pflückt die Früchte, die hier reifen, und kein Ohr hört hier freudig dem Gemurmel der Quellen, dem Rauschen des Gießbachs und dem walddurchjubelnden Gesange der Vögel zu.

Das von den Türken erbaute Suchum-Kalé, am Ausflusse der Gumista gelegen, gehört zu den bedeutenderen Festungen der Russen an der Ostküste des Schwarzen Meeres. Die Garnison besteht aus einer kleinen Abtheilung asowischer Kosaken und einem Bataillon Infanterie unter den Befehlen eines russischen Obersten.

Der Hafen von Suchum-Kalé ist seiner günstigen Lage und seines großen Umfanges wegen ausgezeichnet. Gerade dem Landungsplatze gegenüber liegt das Haus des die Aufsicht über den Hafen führenden Kapitains; daneben breiten sich die Häuser der verheiratheten Soldaten aus, welche eine ziemlich bedeutende Militairkolonie bilden. Bei jedem Hause befindet sich ein kleiner Garten, wodurch das Ganze einen recht hübschen Anblick gewährt. Hat man die Kolonie passirt, so gelangt man auf den ziemlich großen aber wenig belebten Bazar, hinter welchem sich die Mauern der Festung ausdehnen, wo der Kommandant seine Wohnung hat.

Interessant war es uns, auf dem Bazar unter den größtentheils in Tscherkessenröcke und graue Soldatenkittel gehüllten Käufern auch einige elegant gekleidete, schleiergeschmückte Damen, Frauen der hiesigen Offiziere, zu sehen.

Wir schlugen das Anerbieten des Kommandanten, in der Festung zu wohnen, aus und suchten ein Obdach in der Militairkolonie, um das Leben und Treiben der Soldaten, ihre häusliche Einrichtung ꝛc. besser beobachten zu können. Die Häuser der Soldaten sind, Dank der Sorgfalt der handfesten Weiber, reinlich von außen und innen, das schwer zu vertilgende Ungeziefer abgerechnet, welches den Reisenden in Rußland überall plagend verfolgt, ob er an den Ufern der Newa, der Moskwa oder der Wolga weile.

Der russische Soldat trägt, möge er auch noch so weit dem Schooße seiner Heimat entrissen und in fremde Welttheile geschleudert werden, gleichsam immer sein Vaterland mit sich, bewahrt treu seinen Glauben, seine Lebensweise, seine Sitten, und überall, wo er sich ansiedelt, glaubt man ein Stück von Altrußland zu sehen.

Durch Ausflüge, welche ich in das Innere der Gebirgsländer unternahm, durch Bekanntschaft mit einigen der hervorragendsten Häuptlinge der Ubychen und Dshigethen, durch heftige Anfälle des Wechselfiebers und Umstände anderer Art, wurde mein Aufenthalt an der Ostküste des Schwarzen Meeres um einige Zeit verlängert.

Das Wichtigste der Erfahrungen, welche ich während meines halb unfreiwilligen Aufenthalts an der Ostküste des Pontus sammelte, ist in meinem Werke »über die Völker des Kaukasus« niedergelegt, und da ich einerseits alle Wiederholungen vermeiden, und andrerseits auch bei Mittheilung des Neuen mich möglichst kurz fassen möchte, so werde ich hier nur einzelne Tagebuchblätter in gedrängter Zusammenstellung folgen lassen.

Denn das Leben in jenen entlegenen Festungen ist so einförmiger Natur, daß die Schilderung einer einzigen im Wesentlichen auf alle Uebrigen paßt.

Es war mein Schicksal, sie alle, der Reihe nach, und die meisten zu wiederholten Malen zu besuchen, und meine Tagebücher aus jener Zeit wären allein genügend, mehrere Bände zu füllen. Ob aber der Leser viel dabei gewinnen würde, unter den Beschränkungen, welche das Erscheinen vor der Oeffentlichkeit mir auferlegt, — ist eine andere Frage.

Wenn ich z. B. die Schicksale eines einzigen Mannes, wie ihrer Viele hier in der Verbannung leben, erzählen wollte, so würde das für den Leser allerdings von großem Interesse, für den Helden der Erzählung aber von unglücklichen Folgen sein, denn selbst des Kaisers größte Anhänger sagen: L'empereur sait tout, mais il ne sait pas pardonner!

Enthüllungen aus Rußland, welche sich an hervorragende Personen knüpfen, kann ein Reisender, der die Gastfreundschaft heilig hält, nur nach dem Tode der betreffenden Personen machen.

Von diesem Standpunkte aus wünsche ich die folgenden Aufzeichnungen, welche in treuen Auszügen aus meinen Tagebüchern ein buntes Allerlei über das Leben und Treiben in den russischen Festungen an der Ostküste des Pontus enthalten, beurtheilt zu sehen.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Pitzunda und seine Ruinen.

In großen Städten, auf den Tummelplätzen des Lebens, wo Tempel und Paläste zu Hunderten stehen, wo sich Straßen auf Straßen, Häuser auf Häuser und Menschen auf Menschen drängen, als ob Eines dem Andern keinen Platz gönne, gehen wir oft mit übersättigtem Blicke an den großartigsten Gebäuden, an den herrlichsten Denkmälern der Kunst gleichgültig vorüber, denn wo die Eindrücke so schnell auf einander folgen, verwischt oder vermindert einer den andern, und es ist unmöglich, alle klar in uns aufzunehmen und ordnend festzuhalten.

Begegnen wir aber einem solchen Palaste, einem solchen Tempel oder Denkmale in der Wildniß, oder in einer Umgebung, welche nicht verkleinernd noch störend darauf einwirkt, vielmehr das Große noch größer, das Schöne noch schöner erscheinen läßt, so ist die Freude, welche wir fühlen, unbeschreiblich, und der Genuß ein doppelt hoher.

Wir lassen alsdann dem Kunstwerke nicht nur gerechte Anerkennung widerfahren, sondern sind in der günstigen Stimmung des Augenblicks noch geneigt, den Gegenstand unserer Betrachtung zu überschätzen.

Nichts von dem Prosaischen des Lebens, das ähnliche Genüsse in den Hauptstädten Europa's oft verleidet, stört uns hier in unserm Anschauen. Kein Wagengerassel und Zurufen

der Kutscher zwingt uns hier, auf die Seite zu springen, um nicht überfahren zu werden; kein Schwarm vorübereilender Fußgänger erinnert uns durch unsanftes Stoßen und Drängen, daß wir nicht allein sind; kein zudringlicher Führer langweilt uns durch seine Tausende von Malen abgeleierten Geschichten — wir können uns ruhig und ungestört dem Genusse hingeben, der uns erwartet, und während das Auge sich weidet an dem Anblick der Hallen und Säulen, die sich vor uns aufthürmen, steigt der forschende Geist zurück in das Dunkel vergangener Jahrhunderte und findet Stoff zu großen und lehrreichen Betrachtungen, und wo die Blätter der Geschichte unausgefüllt geblieben, ergänzt die Phantasie das Fehlende, erfüllt das Leere und ruft das Todte in's Leben zurück, daß wir die Menschen, die einst hier gehaust, wieder von Geschlecht zu Geschlecht den Blicken vorüberwandeln sehen. Alle unsere Aufmerksamkeit, all' unsere Gedanken werden so dem einen Gegenstande zugewandt; daher kommt es denn wohl, daß solche vereinzelte Bilder meist lebendiger im Gedächtniß bleiben und angenehmere Erinnerungen zurücklassen, als wenn sie sich in Masse und in gemischter Umgebung dem Auge darbieten.

Mir wenigstens ist es immer so ergangen; aber unter allen Denkmälern der Vergangenheit, die ich auf meinen asiatischen Wanderungen besucht, hat mir keines einen so dauernden und großartigen Eindruck zurückgelassen, als die alte Kirche von Pitzunda.

Nachdem wir unter unsäglichen Anstrengungen unsere Landung bewerkstelligt und den in den letztverflossenen Jahren sehr licht gewordenen Hain durchschritten hatten, welcher sich zwischen dem Meeresgestade und Pitzunda hinzieht (frühere Reisende sprechen von einem dichten Walde, wovon seitdem wohl ein großer Theil der Axt des Zimmermanns hat weichen müssen), und wo riesige Fichten, herrliche Nußbäume, wahrhaft kolossale Ulmen und Buchen mit einander abwechseln, gelangten

wir zu den Baracken der Militairkolonie, welche den früher beschriebenen in jeder Beziehung gleicht. Nach Beseitigung der Pflichtbesuche und kleinen Plackereien, welche die jedesmalige Ankunft und Abfahrt von einer Festung bedingt, machten wir uns unverzüglich auf den Weg zur Kirche, deren etwas beschädigte Kuppel wir schon von ferne durch das dunkle Laubwerk hervorragen sahen.

Die Kirche liegt nur ein paar hundert Schritte von den Häusern der Militairkolonie, und der Weg dahin führt über einen großen, üppig bewachsenen, von alten, ehrwürdigen Bäumen überschatteten Rasenplatz, welcher einem Garten gleich von reingehaltenen Fußpfaden durchschnitten und an der einen Seite mit Bänken und Lauben geschmückt ist. An der andern Seite befinden sich Schaukeln und Anstalten anderer Art zur Belustigung und Leibesübung der Soldaten der Garnison. Hinter diesem Platze dehnen sich die halbzerfallenen Mauern aus, in deren Mitte die herrliche Kirche liegt, ein Edelstein in kolossalem Ringe.[36]) Ebenfalls im Bereiche der Mauern und gerade der Kirche gegenüber, ziehen sich die unansehnlichen hölzernen Gebäude der Kasernen hin.

Lange stand ich in stummer Bewunderung verloren, als ich die am Eingange stehenden Wachen passirt, das Thor durchschritten hatte und plötzlich den herrlichen, in einfachem aber edlem Style erbauten Tempel, diese Perle im Schlamme der Wildniß, vor mir aufsteigen sah. Die Sonne war bereits ihrem Untergange nahe, als ich des ersten Anblicks dieses Prachtgebäudes theilhaftig wurde, und ich mußte daher meine Zeichnungen und nähern Untersuchungen des Innern bis auf den folgenden Tag verschieben, aber auch der erste Anblick schon war ein wahrhaft erhebender. Fernher, durch einige lichte Stellen der Feigenbäume, Ulmen, Granatbäume und Hainbuchen erschimmerte im Glanze der untergehenden Sonne die große Kette des Kaukasus, und der ehrwürdige Tempel

selbst, mit seinem alle Mauern und Dächer umrankenden und übersteigenden Laubwerke und Blüthenschmucke, kam mir vor wie ein riesiges Grabmal, auf welches liebevolle Hände in andächtiger Erinnerung Blumen und Epheu gepflanzt.

Auf der großen, etwas beschädigten Kuppel und dem zerrissenen Dache der Façade haben sich mit der Zeit förmlich hängende Gärten gebildet, deren dunkles Grün mit den alten aus grauen Kalksteinen und rothen Backsteinen seltsam gemischten Mauern wunderlieblich kontrastirt. Sogar unser sonst nicht leicht zu rührende Gjül-Bassar war von den großartigen Formen der schönen Ruine ergriffen, und meinte, das müsse eine herrliche Moschee abgeben. Bei dem immer noch streitigen und unsichern Besitze dieses Küstenstriches ist es schwer, die Zukunft des herrlichen Gebäudes, das dreizehn Jahrhunderte[37]) den Verwüstungen der Zeit und der Menschen getrotzt hat, zu entscheiden.

Schon seit vielen Jahren gehen die Russen mit dem Plane um, die Kirche neu herzustellen und Gottesdienst darin halten zu lassen, was nach meinem Dafürhalten sehr leicht thunlich wäre. Bis jetzt sind noch keine ernsten Anstalten getroffen; der General von Wrangel sagte mir jedoch, daß der Kaiser, welcher sich aus guten Gründen immer großartig bei dergleichen Unternehmungen zeigt, bereits 200,000 Rubel zur Restauration des Gebäudes bewilligt habe.

Zu interessanten Betrachtungen über die Stabilität der griechischen Kirche giebt der Gedanke Anlaß, daß, bei Wiederbelebung des Tempels von Pitzunda durch die Russen, der Gottesdienst hier heute genau auf dieselbe Weise, unter denselben Formen gehalten werden würde, wie vor 1300 Jahren geschehen; ja ich glaube, die Priester, welche heute die Messe hier lesen, würden mit ihren weiten, patriarchalischen Gewändern, mit ihrem langen, ehrwürdigen, nie von einer Scheere berührten Barte und Haupthaar, den Priestern, welche zur

Zeit der Einweihung des Tempels die Messe an diesen Altären gelesen, zum Verwechseln ähnlich sehen; und wie viel Geschlechter sind nicht seit jener Zeit Angesichts dieser Mauern in's Grab gesunken!

Im Innern der Kirche findet man, außer dem zertrümmerten, marmorüberkleideten Altare und vielen sehr mittelmäßigen, aber meist gut erhaltenen Freskomalereien, keinen andern Schmuck, als die Schönheit und das Großartige der Verhältnisse des Baues.

Die majestätische, von buntverzierten Fenstern mit runden Scheiben durchleuchtete Kuppel wird von vier riesigen, über sechzig Fuß hohen Säulen getragen. Hiermit stehen die vier Haupttheile des Gebäudes in Verbindung, solchergestalt, daß der von kolossalen Fenstern erleuchtete Chor gegen Morgen, und das große Schiff gegen Abend liegt. Mit vieler Mühe erstieg ich die von den engen Seitenwänden getragene Gallerie, von wo ich mich nach allen Seiten hin einer herrlichen Aussicht erfreute. In der Mitte der Kirche fanden wir eine Menge Rüstungen, Metallstücke, Flintenläufe, Panzerhemden und Waffen aller Art sorgfältig aufgeschichtet; es sind dieses — wie der uns begleitende Offizier mich belehrte — Weihgeschenke aus frühern Zeiten, welche die kriegerischen Abchasen, wenn sie von ihren Streifzügen glücklich heimkehrten und reiche Beute mitbrachten, der Gottheit opferten. Hart an die Halle stößt eine mit merkwürdigen griechischen Schriften gezierte kleine Kapelle, deren Bau augenscheinlich einer späteren Zeit angehört.

* *
*

Wenn man an einem schönen Frühlingsmorgen die blühenden Umgebungen von Pitzunda (oder Bitschwinda, wie es die Eingebornen nennen) durchwandelt, und das Auge an den mannichfaltigen Naturschönheiten weidet, die uns hier

in üppigster Fülle entgegenlachen, so fällt es schwer, zu glauben, daß diese scheinbar so gesegnete Küste ein Aufenthalt des Elends und des Jammers sein soll. Aber leider ist dem so; die krankhafte Gesichtsfarbe der Soldaten, ihre falben, eingefallenen Wangen tragen schreckliches Zeugniß davon. Die Kugeln der Feinde sind hier weniger zu fürchten, als die Wechsel- und gelben Fieber, Leber- und sonstigen Krankheiten, welche in Pitzunda wie fast an der ganzen Ostküste des Pontus ihre Wohnung aufgeschlagen haben, und Verheerungen anstiften, denen wenige der hier Wohnenden entgehen. Wohl ist das Loos derer zu bemitleiden, welche ein feindseliges Verhängniß auf längere Zeit in diese Wildniß geschleudert.

Man darf im Allgemeinen annehmen, daß von den hieher geschickten Soldaten keiner den Boden seiner Heimat wiedersieht. Wenn ich alle Nachrichten vergleiche, welche mir aus verschiedenen Quellen über diesen Gegenstand zugegangen sind, so stellt sich als Resultat heraus, daß die Besatzung der Festungen dieser Küste durchschnittlich alle drei Jahre erneuert werden muß. Zu den hier dienenden untergeordneten Offizieren nimmt man gewöhnlich solche, welche sich irgend eines Vergehens schuldig oder verdächtig gemacht haben; unruhige Köpfe, die das Herz auf der Zunge tragen, liberal gesinnte Leute, welche nicht gelernt haben leise zu denken, und mit der bestehenden Ordnung — oder damaligen Unordnung — der Dinge in Rußland nicht zufrieden waren; junge und alte Polen der verschiedensten Stände und Ansichten finden hier ein zweites Vaterland. Es leuchtet ein, daß man unter diesen Verbannten oft die interessantesten Persönlichkeiten findet, und keineswegs das Herz der armen Leute nach ihrem unglücklichen Schicksale beurtheilen darf.

Hier hat schon mancher hoffnungsvolle Jüngling, der in den Palästen der Hauptstadt aufgewachsen, einsam seinen fernbeweinten Tod gefunden; wohl mancher Jammerlaut hoffnungs-

todter Herzen mischte sich im Grauen der Nacht mit dem Geheul der unaufhörlich die Küste peitschenden Winde, und schon mancher lebensmüde Verbannte suchte und fand seinen Tod in den weißen Wellen des Schwarzen Meeres. Hinsichtlich der höhern, gewalthabenden Offiziere muß, da so viel von ihnen abhängt, die Regierung äußerst vorsichtig zu Werke gehen; auch habe ich unter diesen Herren sehr humane und tüchtige Leute gefunden.

Bei dem gastfreien Kommandanten von Pitzunda, einem Imerier von Geburt, fanden wir eine äußerst freundliche Aufnahme und verfehlten nicht, unsern in letzter Zeit sehr vernachlässigten Magen an seiner Tafel zu restauriren. Wir besuchten in Gesellschaft des Kommandanten die in Berücksichtigung der ungünstigen Verhältnisse trefflich eingerichtete Kaserne, so wie mehrere Häuser der schon erwähnten Militairkolonie, welche hier eben so wie in Suchum-Kalé nach Möglichkeit sauber gehalten sind.

Eine interessante Bekanntschaft machten wir in der Person der Madame Pépin, oder Frau Hauptmännin Pépin, wie man in dem titelgesegneten Deutschland sagen muß. Diese Dame verdiente ihren militairischen Titel eher, als die meisten ihrer Schwestern; sie ist eine moderne russische Jeanne d'Arc, deren Name an der ganzen Ostküste des Schwarzen Meeres mit Respekt genannt wird. Schon zu verschiedenen Malen hat sie sich durch ihre Geistesgegenwart und Unerschrockenheit in Augenblicken großer Gefahr so rühmlich hervorgethan, daß der Ruhm ihrer Thaten bis zu den Ohren des Kaisers gedrungen ist, welcher auch nicht unterlassen hat, ihr durch Uebersendung eines ehrenvollen Schreibens und kostbarer Geschenke seine Zufriedenheit und Anerkennung auszudrücken. Madame Pépin war früher an den Kommandanten der Festung Sotscha verheirathet, welcher bei einem nächtlichen Ueberfalle der Tscherkessen das Leben verlor; eben bei Ge-

legenheit dieses Ueberfalls soll die Dame die unläugbarsten Beweise ihres Heldenmuthes gegeben haben und die Retterin der Festung gewesen sein, indem sie durch Wort und That die schon wankenden Soldaten zur Ausdauer anfeuerte, ihren erkalteten Muth wieder belebte, dem Einen beschämend drohend, dem Andern freundlich zuredend, und sich selbst inmitten des Donners der Geschütze unerschrocken den Kugeln der Feinde aussetzend. Eine derselben war ungalant genug, der Heldenfrau eine Wunde im Arme beizubringen; Madame ließ sich jedoch dadurch nicht abschrecken, sondern beharrte ausdauernd im Kampfe, bis der Sieg für die Belagerten entschieden war. Ich muß hier noch ergänzend bemerken, daß ich obige Details nicht der Madame Pépin selbst, sondern verschiedenen Offizieren zu verdanken habe, welche bei der Belagerung zugegen gewesen sind. Obgleich ich das Vergnügen hatte, mich längere Zeit mit Madame Pépin zu unterhalten, so konnte ich doch nur wenig von ihr in Bezug auf die oben erwähnte Begebenheit erfahren. Sie sprach davon, als ob es etwas ganz Gewöhnliches wäre, und lenkte sofort das Gespräch auf andere Gegenstände. Ich hatte geglaubt, eine stämmige, handfeste Frau zu sehen, ein Mannweib, wie man sie häufig in Rußland, besonders unter den Steppenbewohnern findet, und war daher nicht wenig erstaunt, eine geschmackvoll gekleidete, sehr präsentable Person vor mir zu sehen, schlank von Wuchs, mit sehr feiner Taille, augenscheinlich von etwas delikater Gesundheit, den Ausdruck ächter Weiblichkeit in dem blassen Gesichte, gefällig von Manieren und mit einem Paar durchaus aristokratischer Händchen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Gagra und der Fels des Prometheus.

Wir benützten einen frischen Südostwind, um dem blühenden und doch so gefährlichen Pitzunda — einem herrlichen Blumenbeete mit verborgenen Giftschlangen vergleichbar — Lebewohl zu sagen, und liefen nach vierstündiger glücklicher Fahrt in die große, schöne Bucht von Gagra ein. Unsere Reise war um so angenehmer, da uns ein zweiter Barkaß, bestimmt, einige in besondern Aufträgen abgesandte Offiziere nach der Festung Ardiller zu führen, begleitete. Unter diesen Offizieren befand sich auch Kapitain Pépin, der Gemahl der oben erwähnten Dame. Um uns leichter unterhalten zu können, vertheilten wir unsere Mannschaft dergestalt, daß wir mit den Offizieren in einem Barkaß zu sitzen kamen. Die gewöhnlich mit asow'schen Kosaken bemannten Barkasse sind nicht allein bestimmt, die Kommunikation zwischen den russischen Festungen zu unterhalten, sondern müssen auch Jagd auf die sich häufig zeigenden, türkischen und griechischen Schiffe machen, welche den Sklaven- und sonstigen Handel zwischen Cirkassien und der Türkei unterhalten.[38])

Auf den Karten des russischen Generalstabs ist Pitzunda als der Grenzpunkt zwischen Abchasien und dem Lande der Dshigethen angegeben, obgleich eigentlich Gagra die von der Natur bezeichnete Gränze der beiden Länder bildet, da hier

das bis dahin ziemlich flache Gestade plötzlich von mächtigen Bergmauern, gebildet durch Ausläufer der großen Kette, unterbrochen wird.

Die Sage setzt des Dulders Prometheus Leidensstätte an Gagra's meerbeherrschendes Felsengestade. Uebrigens streiten sich, die Ostküste des Pontus entlang, sieben Felsen um die Ehre, an ihrer Brust die Qualen des Lichtbringers gesäugt zu haben. Kaiser Nikolaus, praktisch wie er ist, hat sich die klassischen Studien, welche jetzt so eifrig in seinem Lande getrieben werden, zu Nutze gemacht, und auf den Baum der Dichtung das Reis der Wirklichkeit gepfropft; die Felsengestade dieser Küste dienen heute noch als Verbannungsstätte aller Lichtbringer und Menschenbeglücker des Zarenreichs.

Gagra ist durch seine Lage und großartige Umgebung einer der schönsten Orte der Küste. Schade nur, daß alles oben zum Nachtheil von Pitzunda Gesagte hier in doppeltem Maße seine Anwendung findet. In den Thälern wächst der Weinstock, die riesige Silberpappel, der Mispelstrauch, die Brombeerstaude, gedeihen Feigen und Buchsbäume; aber durch das dichte Gebüsch her drohen verderbenbringende Feuerschlünde; — malerische Felsen, hohe, von der üppigsten Vegetation überwucherte Berge drängen sich bis dicht an's Meer, aber Keiner darf es wagen, auf den Bergen Hütten zu bauen, denn die Bäume, die sie tragen und die Höhlen, die sie bergen, dienen lauernden Feinden zum Verstecke, und was die Kugeln der Dshigethen verschonen, rafft der Sommer mit seiner die Thäler verpestenden Glut, mit seinen Fiebern und bösartigen Krankheiten dahin.

Mit der von Seiten der Tscherkessen drohenden Gefahr sieht es freilich heutzutage so schlimm nicht mehr aus wie früher, wo die Offiziere, trotz der sie schützen sollenden Festung, in ihren eigenen Wohnungen nicht sicher waren, und sich's oft gefallen lassen mußten, bei Tische die vor ihnen stehenden

Speisen von Tscherkessenkugeln gespickt zu sehen. Wie zweifelhaft übrigens auch jetzt noch die Sicherheit selbst in der nächsten Umgebung sein muß, geht aus dem Umstande hervor, daß der sonst so freundliche und zuvorkommende Kommandant mir Anfangs durchaus nicht erlauben wollte, einen steilen, die große Schlucht von Gagra nordwestlich begrenzenden Berg zu erklimmen, welcher, wie die Sage geht, große, einst von der berühmten Heiligen Hypata Gagrenskaja bewohnte Gemächer und Reliquien kostbarer Art in sich schließt.

Da der Kommandant sah, daß ich von meinem Vorhaben nicht gern abstehen wollte, so ließ er alle möglichen Sicherheitsmaßregeln treffen, und hatte die Güte, mich selbst mit noch mehrern andern Offizieren bis zu dem am Fuße des Berges stehenden, die Schlucht vertheidigenden Blockhause, welches etwa zwölf Kanonen in sich schließt, zu begleiten.

Schon von unten kann man die oben ziemlich regelmäßig in den Fels gehauenen Eingänge zu den heiligen Gemächern sehen. Der Tag war bereits zu weit vorgerückt, als ich meine mühsame Wanderung antrat, so daß ich kaum die Hälfte der steilen Bergwand erklommen hatte, als mich die plötzlich einbrechende Nacht zwang, wieder umzukehren. Der Rückzug ging schneller von statten, als ich wünschte; ein mir unter den Füßen wegrollender Stein brachte mich in's Fallen, und ich kam, eine lebendige Lawine, unten an, so zerrissen an Kleidern und Körper, daß mir alle Lust verging, am folgenden Tage meine Wanderung von Neuem zu beginnen.

Der Kommandant und die Offiziere von Gagra hatten, trotz der schwierigen Verhältnisse, unter welchen sie leben, alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel zur Verschönerung ihres Aufenthalts auf eine Weise benutzt, die ihrem Geschmacke alle Ehre macht. Nicht allein fand ich die Wohnungen dieser Herren sehr sauber und nett eingerichtet, und mit allen kleinen Bequemlichkeiten des Lebens versehen — sogar zierliche Stickereien

fehlten nicht — sondern es erregte besonders ein im Gebiete der Festung liegender Garten meine Freude und Bewunderung. Das Nützliche ist hier auf die anmuthigste Weise mit dem Schönen gepaart; schwellende Rasenplätze, von laubdichten Fruchtbäumen überschattet, duftende Blumenbeete und große, von Küchengewächsen strotzende Felder wechseln mit einander ab. In der Mitte des Gartens steht ein allerliebst gebauter Pavillon, dessen hölzernes Fachwerk dicht von dunklen Reben und Epheuranken umschlungen ist, in deren Schatten die Offiziere ihre Siesta zu halten pflegen, so lange die im Sommer hier unausstehliche Hitze ihnen erlaubt, ihre Wohnungen zur Mittagszeit zu verlassen.

Es wurde damals thätig an der Verstärkung der Festungswerke und Verbesserung der Wohnungen gearbeitet; das hier befindliche Hospital ist — die Umstände in Betracht gezogen — trefflich eingerichtet.

Es muß wohl, seit Dubois de Montpéreux diese Gegenden bereiste, hier eine bedeutende Umwandlung stattgefunden haben, da seine damals gewiß richtige Beschreibung von Gagra diesem Orte heutzutage wenig mehr entspricht.

Die ehemals dichten Waldungen sind bedeutend gelichtet, der Boden bestmöglich angebaut, die engen dumpfen Hütten, deren böse Luft früher Krankheiten aller Art erzeugte, sind niedergerissen und über ihren Trümmern luftige, geräumige Wohnungen emporgewachsen, weshalb sich auch die Sterblichkeit der Soldaten in den letzten Jahren bedeutend vermindert hat. Es leuchtet ein, daß trotz meines gerechten Lobes der heutigen Zustände in Gagra der Aufenthalt an diesem Orte keineswegs beneidenswerth ist. »Wenn mir keine andere Wahl bliebe, so würde ich es vorziehen, nach Sibirien zu wandern, als lebenslänglich in eine Festung an der Ostküste des Pontus verbannt zu werden,« sagte ein alter Offizier zu mir. »In Sibirien wissen die Verbannten wenigstens, wie sie daran sind,

und können ohne große Mühe ihr Stück Brod verdienen, ohne einen andern als den natürlichen Tod fürchten zu müssen; hier am Gestade des Pontus lacht den Verbannten Sonne und Ruhm an, aber die heiße Sonne haucht hier Tod und Verderben, und der Ruhm, wenn er am Leben läßt, macht gewöhnlich um einen Arm oder ein Bein kürzer.«

Achtundvierzigstes Kapitel.

Tagebuchblätter von der Ostküste des Schwarzen Meeres.

Ardiller, im Frühsommer 1845.

Wir liegen nun schon seit einer Woche wie Kriegsgefangene in der Festung Ardiller, mit größerer Ungeduld als je die so lange ersehnte Ankunft eines uns erlösenden Schiffes erwartend. Obgleich uns der freundliche Kommandant sorgsam von einem Tage zum andern vertröstet, so wird doch vielleicht noch eine geraume Zeit verfließen, ehe unsere Wünsche in Erfüllung gehen.

Der Barkaß, auf welchem wir unsere abenteuerliche Fahrt begonnen, ist, nachdem er den Ort seiner Bestimmung erreicht, die nöthigen Papiere gewechselt und Proviant eingenommen, vor einigen Tagen mit günstigem Winde sammt unseren Kosaken wieder nach Redut-Kalé abgesegelt.

Der Kommandant glaubt es nicht verantworten zu können, uns wieder ein Fahrzeug mit Mannschaft anzuvertrauen, da bei der hier größeren Gefahr Barkasse wie Kosaken fast täglich zu Rekognoscirungen und Angriffen gebraucht werden müssen. So können wir denn weder vor- noch rückwärts, und es bleibt uns nichts übrig, als uns unseren einstweiligen Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. In diesem Bestreben werden wir kräftig von unserm braven Kommandanten, so wie von dem würdigen General X. unterstützt, den seine Geschäfte auf eine Zeitlang in unsere Nähe bannen, um Unterhandlungen

mit einigen hierhergesandten Tscherkessenhäuptlingen zu pflegen. Außer den mir sehr interessanten Unterhaltungen mit General X. und Swan-Béy, dem Kommandanten, vertreibe ich mir die Zeit mit Zeichnen, Lesen, Schießen 2c., wie es der Augenblick eben mit sich bringt. In der Festung wohnen einige friedliche Tscherkessen aus vornehmen Familien, Stammverwandte von Swan-Béy, mit welchen wir uns auf gastfreundschaftlichen Fuß gestellt, und in deren Begleitung wir kleine Ausflüge in die Umgegend unternehmen, wobei wir vielfach Gelegenheit haben, die Geschicklichkeit dieser Leute im Schießen und im Tummeln der Rosse zu bewundern. Größere Ausflüge in's Innere dürfen wir nicht wagen, aus Furcht, das täglich erwartete Schiff, welches im Hafen von Ardiller gewöhnlich nur ein paar Stunden anlegt, zu verpassen. Abends bei Mondenschein wohnen wir dem Tanz, Spiel und Gesang der Soldaten bei, und stärken unsere oft erschlaffende Geduld durch den Anblick dieser armen Leute, welche, ihrer Heimat auf immer entrissen, nach mühsam vollbrachtem Tagewerk, das harte Arbeit und Entbehrungen aller Art in sich schließt, noch Lust und Geschmack an solch heitern Unterhaltungen finden.

Es giebt in der Welt kein drolligeres Geschöpf, als einen russischen Soldaten. Man kann sich, wenn ein Bauerbursch zum erstenmal den Graumantel überwirft und das Gewehr auf die Schulter nimmt, nicht Plumperes und Linkischeres denken, als ein solches Wesen. Aber dies scheinbar so ungefüge Geschöpf zeigt sich in erstaunlich kurzer Zeit nach jeder Richtung hin der größten Ausbildung fähig. Der Keim zu allem Edlen und Gemeinen, zu allem Guten und Schlechten liegt in diesem Volke versteckt. Er liegt freilich in allen Menschen, entwickelt sich aber nach den verschiedenartigsten Richtungen bei keinem Volke so leicht und so schnell, wie bei dem russischen. Der russische Soldat ist tapfer, feige; ehrlich, diebisch; menschlich, grausam; fleißig, faul — Alles

nach dem Vorbilde seines Chefs. Wer ihn gehörig zu leiten versteht, kann Alles aus ihm machen. Er selbst aber macht aus sich Nichts und würde ohne fremde Einwirkung alle seine Anlagen unausgebildet zu Grabe tragen, außer einer gewissen natürlichen Gutmüthigkeit und einer unverwüstlichen Heiterkeit. Es liegt einige Wahrheit in dem, was mir einst halb scherzhalb ernsthaft ein im kaukasischen Korps dienender deutscher Offizier sagte: »Wenn ich einem meiner Soldaten befehle, auf der Stelle ein Lied zu dichten, wird er keinen Augenblick zögern zu gehorchen, und das Lied kommt zu Stande;« wie gut oder schlecht, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls bildet dieser blinde Gehorsam — ein Kind der Furcht und des festen Glaubens an die Unfehlbarkeit des Führers — einen hervorstechenden, eigenthümlichen Zug im Charakter des russischen Soldaten, wie überhaupt des ganzen russischen Volkes.

Diese unbedingte Zuversicht, welche bei freiern Völkern nicht durch Rang und Stand, sondern nur durch das Uebergewicht des Geistes errungen werden kann, ist in Rußland schon häufig die Mutter großer Thaten gewesen. Wer erinnert sich hiebei nicht jener charakteristischen Anekdote aus dem letzten Türkenkriege, welche uns die bei Gelegenheit der Belagerung einer Festung zwischen einem Russen und einem Deutschen gewechselten Worte aufbewahrt? Der Deutsche betrachtet sich die Festung mit sachkundigem Blick, und giebt seine Meinung dahin ab: es sei unmöglich die Festung zu nehmen. »Wie so unmöglich?« ruft verwundert der Russe, »der Kaiser hat's ja befohlen.«

Ein Beweis, daß die Herzen, welche unter diesen russischen Grauröcken schlagen, doch wenigstens eben so viele gute als schlechte Eigenschaften bergen, glaube ich in der großen Zuneigung zu finden, welche die meisten hier dienenden deutschen Offiziere zu ihren Soldaten hegen. Was meine persönliche Erfahrung anbelangt, so waren mir die Soldaten im euro-

päischen Rußland in eben dem Grade peinlich, wie sie mir während meines Aufenthalts am Kaukasus lieb geworden sind. Der Krieg, dieses große Urübel der Menschheit, muß doch etwas Veredelndes haben. Dieser alte Gedanke hat sich oft in mir erneut bei meinen Zügen in den Ländern des Kaukasus, wo Blut die Aecker düngt und Menschenknochen aus der Erde wachsen.

Daß aber die Lichtseite des Krieges nicht in Anschlag zu bringen ist gegen die unberechenbaren Uebel, welche er immer in seinem Gefolge hat, wird kein ehrlicher Mensch läugnen.

Doch genug der allgemeinen Betrachtungen; kehren wir in unsere Festung Ardiller zurück! Der Kommandant, ein äußerst humaner Mann, sucht die Vergnügungen seiner Soldaten auf alle Weise zu befördern und den Reiz durch größere Mannichfaltigkeit zu erhöhen, so daß es mir wirklich Genuß gewährt, allabendlich den Nationaltänzen, den Spielen und dem Gesange der muntern Burschen beizuwohnen.

Die Lieder, welche sie singen, sind, außer einigen Kriegsliedern von dem berühmten Marlinsky, größtentheils von ihrer eigenen Komposition, und es findet sich unter diesem Liederschlamm da und dort eine Perle, welche ich mich bemühe, sammelnd herauszusuchen, wobei ich, nebenbei gesagt, zuweilen auf Schwierigkeiten sonderbarer Art stoße. So ließ ich z. B. heute Morgen ein paar Hauptsänger zu mir kommen, um mir einige von den Liedern, welche mich am meisten angesprochen hatten, diktiren zu lassen; es war jedoch unmöglich, die Kerle dahin zu bringen, mir ein Lied Wort für Wort herzusagen. Sie brummten und jodelten in Einem fort, und hatten gewöhnlich schon das ganze Lied zu Ende gesummt, ehe ich noch mit dem Niederschreiben der ersten Strophe fertig war. Ich gab ihnen zu verstehen, daß mir für den Augenblick am Gesange nichts gelegen sei, sie sollten die Lieder Wort für Wort hersagen.

Sie versuchten nach Kräften, meinem Wunsche Folge zu leisten, aber es war ihnen unmöglich, auf diese Weise einen Vers herauszubringen. »Herr, hub endlich der Eine an, die Hand an die Mütze legend und sich zu mir wendend, Herr, solche Sachen kann man nicht hersagen, die müssen gesungen werden.« So war ich denn genöthigt, mir jedes Lied erst achtmal vorsummen zu lassen, ehe es mir gelang, den Inhalt desselben zu Papier zu bringen. Möge wenigstens Eins von den vielen Liedern, welche ich an der Ostküste des Pontus gesammelt, hier in der Uebersetzung Platz finden:

Wie der Nebel herabsank auf's blaue Meer,
Sank drückende Wehmuth auf's wogende Herz —
Wie das Meer nicht den Nebel zu scheuchen vermag,
Scheucht das Herz auch die drückende Wehmuth nicht.
Wohl in fernem Lande, auf wüstem Feld
Brennt ein Feuer, schon bald dem Verlöschen nah —
Und zuneben dem Feuer eine Matte liegt,
Auf der Matte liegt sterbend ein Reitersmann —
In der rechten Hand hält er den straffen Bogen,
In der linken Hand einen gestählten Pfeil,
Zu den schnellen Füßen steht ihm sein gutes Roß,
Wühlt die Erde, die feuchte, mit scharrendem Huf,
Und es wühlt und spricht zu dem Reitersmann:
Du steh auf, steh auf, braver Reitersmann!
Und setz' Dich auf mich, auf Dein gutes Roß,
Will Dich tragen zu Vater und Mutter hin,
Zu Deinem jungen Weib, zu Deinen Kinderchen! —
Allda spricht zur Antwort der Reitersmann:
Du, mein gutes Roß, treuer Diener du,
Kehr' allein heim zum heiligen Russenland,
Kehre heim, grüße Vater und Mutter von mir,
Bring' dem jungen Weibe meinen Abschiedskuß,
Den lieben Kindern aber meinen Segen bring'!
Und sprich, gieb zu wissen meinem jungen Weib,
Das ich gefreit in der Fremde ein anderes Weib,

Habe zur Mitgift bekommen das wüste Feld,
Dazu noch die Wiese, die grünende;
Unser Freier war gut — war ein breites Schwert,
Und es freite einen gestählten Pfeil,
Eine Bleikugel führte zum Hochzeitsbett.
Rausche, Eichwald! Eichwald, du grünender!
Liege still, liege stille, du breites Thal!
Wie du, breites Thal, blühend und lächelnd daliegst!
Nur Eins trägst du auf dir, was traurig macht,
In deiner Mitte wölbt sich ein Grabhügel hoch —
Auf dem Grabhügel liegt eine Matte von Stroh —
Auf der Matte aber liegt ein Reitersmann,
Ganz zerschlagen, zerschossen, von Wunden entstellt! —

Die Wohnungen der Dshigethen gleichen ganz denen der Abchasen. Es sind kleine, einstöckige, von Schilf oder Holz aufgeführte Häuser, mit gelöschtem Kalk überstrichen, wodurch ihr Aeußeres inmitten der dunkelbelaubten Bäume, von denen sie immer umgeben sind, einen recht hübschen Anblick gewährt. Die Dörfer bestehen hier nicht wie bei uns aus Straßen oder Häuserreihen, sondern aus einer Menge einzelner, weit von einander abstehender Wohnungen, deren jede mit einem Hofraume, einer Umzäunung u. s. w. den Anblick einer kleinen Festung gewährt. Die innere Einrichtung ist ebenso mangelhaft, und die wenigen Geräthschaften sind ebenso ärmlich, wie ich's bei den Georgiern und Armeniern beschrieben habe. Der Ackerbau steht in diesem Lande auf einer so niedrigen Stufe, daß durch den Fleiß der Menschen fast nichts als Hirse und Mais gewonnen wird.

Aus der Hirse bereiten sie ihr Brod, der Mais wird theils roh gegessen, theils zuvor in Wasser gekocht. Die ganze Industrie dieser Leute beschränkt sich auf die Verfertigung ihrer Kleidungsstücke und Waffen, in welcher Beziehung sie, durch die Noth getrieben und durch natürliche Fähigkeiten unterstützt,

es zu einiger Vollkommenheit gebracht haben. Der Genuß des Weins ist ihnen versagt; statt dessen trinken sie bei Spielen, Hochzeiten und sonstigen festlichen Gelegenheiten ein süßes, angenehm berauschendes Getränk, genannt die Busa, aus einer Mischung von in siedendem Wasser aufgelöstem Honig und Hirsemehl bereitet. Außer dem hier Angeführten beschränkt sich alles Wissen dieses Volkes auf das Tummeln der Rosse und die Führung der Waffen.

In diesem Punkt aber bringen sie es gewöhnlich zu einer ausgezeichneten Fertigkeit, welche ich selbst oft bei Knaben von acht bis zehn Jahren zu bewundern Gelegenheit gehabt habe. Der Werth des Mannes wird hier blos geschätzt nach seiner Tapferkeit, nach der Stärke und Gewandtheit seines Arms, nach der Anzahl von Russen, die er um's Leben gebracht.

Ein Knabe, der sich schon in zarten Jahren solcher Thaten rühmen kann, ist die Freude und der Stolz seiner Eltern. Die Blutrache herrscht hier noch in ihrer ganzen Furchtbarkeit und fordert fast täglich ihre Opfer.

Der Plan des Herzogs von Richelieu, des bekannten ehemaligen Gouverneurs von Südrußland, die Tscherkessen mit den Russen durch Handelsverbindungen zu befreunden, und auf diese Weise besonders die Küstenvölker nach und nach ihrer Unterwerfung entgegenzuführen, ist, obwohl durch Herrn von Crassi (eines früher in russischen Diensten eine bedeutende Rolle spielenden Italieners) eine geraume Zeit hindurch vereitelt, in den letzten Jahren wieder mit Eifer aufgenommen, und es herrscht in der That gegenwärtig ein lebhafter Verkehr zwischen Russen und Tscherkessen.

Schauplätze dieses Verkehrs sind die bei den Festungen befindlichen Bazars, welche immer im Bereich der russischen Kanonen liegen. Hier darf jeder Tscherkesse, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet, ungehindert aus- und eingehen. Der Verkehr

jedoch mit den Leuten innerhalb der Festungsmauern ist nur bei vorheriger Ablieferung der Waffen an die den Eingang hütenden Wachen erlaubt. Eine Ausnahme von dieser Regel machen die Kunaks (Gastfreunde) der Russen, so wie die bekannten Häuptlinge und Fürsten, von welchen man keinen Mißbrauch der ihnen gestatteten Freiheit erwartet.

Der oben angeführte Verkehr besteht hauptsächlich in Tauschhandel; Geld spielt dabei eine unbedeutende Rolle.

Die Tscherkessen bringen die Erzeugnisse ihrer Hände, und je nach den Umständen ihrer Aecker, zu Markte und tauschen dafür ihnen nöthige Sachen ein. In diesem Jahr, wo in Folge der Mißernte des vorigen, eine Hungersnoth über die Aoule der Tscherkessen zu kommen droht und bei einigen Stämmen wirklich schon ausgebrochen ist, sind Mehl und Salz diejenigen Artikel, welche in den Bazars am besten im Preise stehen, und wofür man, nach Geldwerth berechnet, um einen Spottpreis die kostbarsten Waffen und Gewänder eintauscht.

Man kann sich denken, welch' einen merkwürdigen Eindruck es macht, die tapfern Söhne des Gebirges, deren kleine Häuflein so lange Jahre hindurch der Macht des gewaltigen Zaren trotzten und die jetzt noch unbezwungen dastehen, hier das Geschäft von Krämern und Hökern treiben zu sehen. Der Eine zieht einen Hammel neben sich her, der Andere trägt Knoblauch und Zwiebeln unterm Arme, der Dritte bringt ein Stück Zeug zu Markte u. s. f. All' diese Sachen aber können nicht immer für Geld eingehandelt werden; der Preis dafür richtet sich nach den jedesmaligen Bedürfnissen der Verkäufer. So sah ich z. B. einen jungen Dshigethen, welcher einen Hammel zu Markte trieb, so lange mit seinem feisten Thiere halten, bis er ein altes Hemd dafür erzielt hatte. Kaum war aber das Hemd in Sicherheit gebracht, so peitschte er sein kleines, knöcheriges Pferd zur Eile an und jagte wie der Sturmwind davon.

Ein Anderer tauschte ein Gefäß voll Milch gegen einen Laib Schwarzbrod aus: er brach zum sofortigen Genuß einen Bissen davon ab, packte das Uebrige sorgfältig in das zur Seite des Pferdes hängende Säckchen und begab sich ohne Verzug wieder auf den Rückweg, vielleicht um zu Hause angekommen, sein Brod mit einer ganzen Familie zu theilen.

Wie unbeugsam muß dieses Volk sein, daß es sich bei dem bittersten Mangel, bei Entbehrungen aller Art, nicht entschließen kann, seine Unabhängigkeit für ein sicheres, bequemeres Leben zu opfern . . .

Ich wollte solchergestalt in meinen Betrachtungen fortfahren, als mich plötzlich ein vom Wachthause aus gefeuerter und von den Mauern rings wiederhallender Kanonenschuß aus dem Konzepte brachte und meine Neugier erregte. Ein paar vorübereilende Offiziere klopften an's Fenster und riefen mir zu, schnell nach dem Hafen zu kommen. Ich hing meinen Säbel um, und machte mich ohne Verzug auf den Weg, hatte aber Mühe, als ich mich außerhalb der Festung befand, den von allen Seiten schreiend und lärmend heransprengenden Tscherkessen auszuweichen, welche gleich mir dem Hafen zueilten. Im Hafen war ein großer Volksauflauf. Man hatte in der Ferne ein anscheinend feindliches Schiff entdeckt, vom Wachthause den üblichen Signalschuß gefeuert, und da derselbe unerwiedert geblieben, so wurde auf Befehl des Kommandanten sogleich ein Fahrzeug ausgerüstet, um Jagd auf das mit vollen Segeln dahingleitende Schiff zu machen.

Die in großer Anzahl auf dem Bazar befindlichen Tscherkessen hatten sich, als sie den Schuß gehört, sogleich Beute witternd auf ihre Rosse geschwungen und kamen in buntem Wirrwarr dem Hafen zugesprengt, um Theil an der Expedition zu nehmen. Ein zu einem türkischen Küstenfahrer gehöriges Boot war in einem Augenblick so mit Leuten überfüllt, daß es umschlug und die ganze Mannschaft in's Wasser stürzte.

Dadurch ließen sie sich aber nicht abschrecken; das Boot wurde flugs wieder flott gemacht, und es entspann sich nun ein Streit unter den Leuten über die Wahl und Anzahl derer, die mitfahren sollten. Es wurden tüchtige Stöße und Hiebe gewechselt, und es herrschte dabei ein Geschrei und ein Lärm, daß mir die Ohren gellten. Aehnliche Scenen wiederholten sich überall, wohin das Auge blickte.

Die russischen Offiziere versuchten vergebens, durch ihre Soldaten und Dolmetscher die wilden Krieger zur Ordnung zu bringen. Selbst dem unerschrockenen Kommandanten, ihrem civilisirten Landsmann, der sonst bei ihnen in großer Achtung steht, wollte es nicht gleich gelingen die Ruhe herzustellen. Ein Kosak, welcher das Pferd eines die Menge anfeuernden hochgewachsenen Tscherkessen zur Seite treiben wollte, versetzte aus Versehen dem Tscherkessen mit der Knute einen Schlag auf's Bein; zornig schwang dieser den Säbel aus der Scheide und führte einen wüthenden Hieb auf den Kosaken, der um einen Kopf kürzer geworden wäre, wenn er sich nicht durch schleuniges Niederwerfen zur Erde gerettet hätte.

Einer unserer Gastfreunde aus der Festung fiel dem Pferde in die Zügel, und während er sich mit dem Reiter herumschimpfte, hatte der unbewaffnete Kosak Zeit, sich aus dem Staube zu machen. Es wäre gewiß zu heftigern Auftritten gekommen, wenn die Feuerschlünde der Festung, deren Wirkung sie früher schon oft erfahren haben, den Tscherkessen nicht zu sehr imponirt hätten.

Zudem gehören die Dshigethen zu den sogenannten friedlichen Tscherkessen, und dürfen es bei der gegenwärtig unter ihnen herrschenden Theuerung nicht verderben mit den Russen, auf welche sie für den Augenblick zur Erlangung ihrer nothwendigsten Lebensmittel angewiesen sind. Umgekehrt müssen aber auch die Russen dahin streben, mit den Dshigethen wenigstens scheinbar auf gutem Fuße zu stehen, theils des

günstigen Beispiels wegen für die andern Stämme, theils auch weil es wirklich schon ein bedeutender Fortschritt für sie ist, daß die Häuptlinge der wilden Bergsöhne wenigstens Ruhe — wenn auch noch nicht Unterwerfung gelobt haben. Möge der Himmel übrigens Jeden vor solcher Ruhe und solchen friedlichen Gesinnungen, wie die Dshigethen den Russen gegenüber zeigen, bewahren!

Von vielen Beispielen, welche geeignet wären, den Zustand der Dinge anschaulich zu machen, hier nur Eines: vor einigen Tagen hörte man auf dem Bazar — welcher außerhalb der Festung, aber dicht neben der Militairkolonie liegt — um Mitternacht mehrere Schüsse fallen. Eine kleine Anzahl Dshigethen waren, um zu plündern, in das Haus eines Kaufmanns eingebrochen, hatten bei dem Eigenthümer jedoch unerwarteten Widerstand gefunden und sich eiligst auf den Rückweg begeben, um nicht von den bei dem Geräusch herbeieilenden Soldaten gefangen zu werden. Bei Tagesanbruch ist der Kaufmann nicht wenig erstaunt, vor seiner Thür den Leichnam eines ihm sehr wohlbekannten Mannes zu finden; aber sein Erstaunen wird noch vermehrt, als kurze Zeit darauf der Bruder des Getödteten herbeigeritten kommt, um den Leichnam zu holen und denselben nach herkömmlicher Sitte bei seinem Dorfe zu bestatten. Sein Bruder — fügte er entschuldigend hinzu — hätte sich den Räubern nur beigesellt, um ein Stück Tuch zu erlangen, welches er zu einem neuen Rock brauchte. »Aber so hätte er zu mir kommen und mich darum bitten können, ich würde ihm gerne das Stück Tuch gegeben haben, ohne ihn todt zu schießen,« erwiederte der Kaufmann. — Ja, aber das ist nun zu spät — wandte der Andere ein — so gieb mir nun lieber das Zeug, ich habe auch einen neuen Rock nöthig, und gieb mir noch ein Leichentuch dazu, damit ich meinen Bruder begraben kann. — Solche und ähnliche Begebnisse sind nichts Seltenes hier, und würden noch viel

häufiger vorkommen, wenn Swan-Béy, der Kommandant von Ardiller, nicht in so großem Ansehen bei den Dshigethen stände.

Swan-Béy ist selbst ein Dshigeth von Geburt. Sein Vater war einer der angesehensten Häuptlinge des Landes und einer der erbittertsten Russenfeinde. In dem Hause, wo der junge Swan-Béy erzogen wurde, befand sich ein gefangener Georgier von guter Herkunft und einigen Kenntnissen, welcher den hübschen Knaben lieb gewann und ihm Unterricht in der georgischen und mingrelischen Sprache ertheilte.

Eben durch diesen Georgier wurde Swan-Béy in den Grundlehren des Christenthums unterrichtet und insgeheim getauft. Der wißbegierige Schüler, der in seinem Lande so wenig Gelegenheit und Mittel fand zu weiterer Ausbildung, hörte immer mit Begier den Erzählungen der russischen Gefangenen zu, von der Pracht und den schönen Einrichtungen der großen Städte des Reichs, von den herrlichen Tempeln und Palästen der neuen und der alten Zarenstadt, von den vielen großartigen Schulen, wo man sich alle Kenntnisse der Welt aneignen könne rc. Durch Schilderungen der Art angeregt, entwickelte sich in dem lebhaften Knaben immer mehr der Vorsatz, das von den Gefangenen so gepriesene Land mit eigenen Augen zu sehen. Der junge Swan-Béy war etwa sechzehn Jahre alt, als sich ihm, bei Gelegenheit eines längeren Kriegszuges der Mannen seines Aouls, ein günstiger Augenblick darbot, in das russische Lager zu entfliehen.

Auf seinen Wunsch wurde er unter sicherer Obhut nach Petersburg geschickt, in einem dortigen Kadettenhause erzogen und nach abgelegter Prüfung der kaukasischen Armee eingereiht.

Hier zeichnete er sich durch Muth und Geschicklichkeit so vortheilhaft aus, daß er in wenigen Jahren zum Range eines Majors vorrückte und eine Menge Ehrenzeichen erhielt. Niemals war er zu bewegen, die Waffen gegen seine Landsleute

zu ergreifen. Er wußte jedoch das Vertrauen der Russen in einem solchen Grade zu verdienen, daß er zum Kommandanten der Festung Ardiller ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er gewissermaßen den Vermittler zwischen Russen und Dshigethen spielt. Es ist hier die Gewandtheit zu bewundern, mit welcher Swan-Béy seine schwierige Stellung den beiden Völkern gegenüber behauptet. Wie bei den Russen, so bei den Dshigethen hat er sich des unbedingtesten Vertrauens zu erfreuen, das bei den letzteren so weit geht, daß sie ihm erlaubt haben, eine Fürstin ihres Landes zu heirathen und sich wieder in den Besitz aller seiner Familie gehörigen Güter zu setzen. Seine junge und schöne Gattin, welche noch ganz der Tracht und den Sitten ihres Heimatlandes treu geblieben ist, lebt mit ihren Kindern in einem etwa dreißig Werst von Ardiller entfernten reizend gelegenen Aoul, wo sie ihr Gemahl, so oft es seine Geschäfte erlauben, in Tscherkessentracht besucht.

Die Achtung, welche Swan-Béy gegenwärtig bei seinen ihm anfangs feindlich gesinnten Landsleuten genießt, hat er vorzüglich den kräftigen Maßregeln zu verdanken, durch welche er versuchte, der in seinem Lande ausgebrochenen Theuerung Grenzen zu setzen.

Durch seinen Einfluß gelang es ihm, mehrere der angesehensten Häuptlinge für das Interesse der Russen zu gewinnen und sie zu bereden, ihre Söhne zur Erziehung nach Petersburg zu schicken. Viele junge Dshigethen sind sogar, nach dem Beispiel des Swan-Béy, ihren Eltern entlaufen und haben sich in die russischen Festungen geflüchtet, von wo sie dem hier schon mehrfach erwähnten General X. ausgeliefert wurden, welcher in Bambor eine förmliche Schule für die kleinen Flüchtlinge angelegt hat, wo dieselben sich mit unglaublichem Eifer die Elementarkenntnisse aneignen. Der General erzählte mir Wunder von dem Fleiß und der Aufmerksamkeit der unter seiner Obhut befindlichen kleinen Tscherkessen, welche

übrigens, wie er lächelnd bemerkte, noch immer besser zu Pferde sitzen, als auf der Schulbank, und die Pistole geschickter zu führen wissen als den Gänsekiel.

Neulich kommt ein solcher kleiner Räuber, ein bildhübscher Knabe von etwa dreizehn Jahren, angeritten, läßt sich zum General führen und redet ihn ohne die mindeste Befangenheit mit den Worten an: »Kannst Du mich nach Petersburg schicken?« O ja, erwiederte der General freundlich; was willst Du aber da machen, mein Sohn? »Ich habe gesehen, daß die Leute, welche von Euch in unser Land kommen, klüger sind und besser leben als wir; ich will eben so klug werden und eben so leben. Schicke mich nach Petersburg!«

— — Ich benutzte gestern eine höchst erfreuliche Gelegenheit, einer längern Unterhaltung des Generals mit verschiedenen Häuptlingen des Landes beizuwohnen, deren hauptsächlichster Wortführer Asslan-Béy, der vornehmste der Dshigethenfürsten, war. Asslan-Béy ist eine der herrlichsten Männergestalten, die mir je zu Gesicht gekommen. Ich konnte sein schönes, durchdringendes Auge, seine scharf ausgeprägten würdevollen Züge, seinen majestätischen Wuchs, seinen edlen Anstand nicht genug bewundern. Ganz hingerissen wurde ich von seinem beredten Mienenspiel, von seinen anmuthigen Bewegungen, wenn er sprach. Er schilderte dem General mit grellen Farben die jetzt im Lande herrschende Noth und Armuth und fügte hinzu: er, wie die meisten andern Fürsten seines Landes, würden unbedingt Ruhe geloben, wenn von russischer Seite schleunige Abhülfe des täglich mehr und mehr um sich greifenden Elends geschähe, welches nicht blos von der Mißernte des vorigen Jahres herrühre, sondern größtentheils eine Folge des Absperrungssystems der Russen sei. »Ihr habt uns so oft mit leeren Worten und Versprechungen hingehalten,« erwiederte der General, »daß wir uns hinfort unmöglich auf Eure Bitten einlassen können, bevor Ihr uns nicht überzeu-

gendere Beweise von der Aufrichtigkeit Eurer Gesinnungen gegeben. Ihr gelobt uns Ruhe, weil der Hunger Euch dazu zwingt; der Magen spricht aus Euch, und nicht das Herz. Versuchten wir's noch einmal, wie wir schon oft gethan, der bei Euch herrschenden Volksnoth zu steuern, Ihr würdet uns wenig Dank dafür wissen und bald auf's Neue unsere Festungen überfallen, aller Verträge und Gelübde vergessend.«

»Es ist Wahres in Deinen Worten,« wandte der Fürst ein, »so dachte und handelte mein Volk noch vor wenigen Jahren, aber so denkt und handelt es heute nicht mehr. Einige wohlwollende Züge Deines edlen Vorgängers Murawiew [39]) haben uns mehr zu Euren Gunsten gestimmt, als alle Drohungen Eures Herrschers. Ich war einst des tapfern Führers erbittertster Feind; soll ich Dir erzählen, bei welcher Gelegenheit ich Murawiew-Béy's [40]) Freund geworden bin? Eine Schlacht war geschlagen zwischen Euren und unsern Truppen; Eure Truppen blieben Sieger. Ich ritt zum Lager des Generals, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Wie viele, fragte er mich, sind von Eurer Seite gefallen? Dreihundert, erwiederte ich. Sind unter den Gefallenen, fragte er weiter, viele Fürsten und Edle des Volks gewesen? Nein, erwiederte ich. Er bezeugte laut seine lebhafte Freude darüber. Wie kannst Du Dich freuen, fragte ich erstaunt, wenn die Fürsten und Edlen meines Volkes, die mächtigsten Deiner Feinde, am Leben geblieben? Ich dachte, solche Botschaft müsse Dir mehr Besorgniß als Freude bereiten. »Du sprichst nicht weise, Asslan-Béy,« antwortete er, »der Tod eines Helden thut mir wehe, mir gilt's gleich, ob er auf Eurer oder auf unserer Seite gefallen.«

Die Unterhandlung wurde hier abgebrochen und auf einen andern Tag verschoben. Asslan-Béy [41]) blieb jedoch bis zum Abend in der Festung und aß mit uns zu Mittag. Obgleich ihm unsere Art und Weise zu essen etwas ganz Unge-

wöhnliches war, so benahm er sich doch dabei mit viel natürlichem Anstand und bediente sich des Messers und der Gabel, so gut es gehen wollte. Er lud uns ein, ihn auf ein paar Tage in seiner Behausung zu besuchen; er würde uns als Gastfreunde sicher hin und zurück geleiten. »Sehen Sie,« sagte der General lächelnd in deutscher Sprache zu mir, »es sieht heutzutage hier so schimm nicht mehr aus, da die Fürsten unserer Feinde mit uns zu Tische sitzen.«

Nach Tisch unterhielt ich mich ein Stündchen mit dem stattlichen Tscherkessenfürsten. Er erzählte mir ein Langes und Breites von dem bekannten Engländer Bell, der zwei Jahre in den Aoulen der Ubychen und Dshigethen zugebracht, und auch im Hause Asslan-Béy's eine geraume Zeit gewohnt hat.

Herr Bell hatte unter den Völkern der Küste das Gerücht verbreitet: die Engländer und Franzosen würden eine große Flotte schicken, mit Ueberfluß an Mannschaft, Lebensmitteln und Kriegsbedarf. Diese fabelhafte Flotte hat die armen Leute Jahre lang hingehalten und getäuscht; sie warten darauf wie die Juden auf den Messias; aber endlich ist ihnen das Warten ein bißchen langweilig geworden, und sie fangen nachgerade an zu glauben, daß die Hülfe der Engländer ganz ausbleiben könnte.

(Dieses wurde geschrieben im Jahre 1848. Seitdem ist bekanntlich die Prophezeihung des Herrn Bell doch in Erfüllung gegangen, und in dem Augenblicke, wo mein Werk in neuer Gestalt erscheint (1855), erscheinen die darin geschilderten Gegenden ebenfalls in neuer Gestalt. Eine englisch-französische Flotte beherrscht das Schwarze Meer und Engländer und Franzosen bekämpfen gemeinschaftlich mit den Tscherkessen die Russen: eine historische Metamorphose, merkwürdig genug, um diese eingeklammerte Hinweisung darauf zu rechtfertigen.) — Jetzt wissen wir freilich, daß es den Westmächten durchaus nicht um die Befreiung der Tscherkessen zu thun war, die seitdem bekanntlich nach der Türkei ausgewandert sind. — (Zusatz vom Jahre 1865.)

— — Ich hatte heute wieder Gelegenheit, zu bewundern, wie heilig die Tscherkessen das Andenken der Männer halten, welche sich einmal durch Edelmuth oder Tapferkeit ihre Achtung erworben haben, mögen es Freunde oder Feinde sein.

Heute Morgen kommt Jérynbük-Bersek-Béy, der vornehmste der Ubychenfürsten, in größter Hast auf die Festung zugeritten, um sich bei Swan-Béy zu erkundigen, ob es wahr sey, daß General Murawiew um's Leben gekommen? Er habe die Nachricht von seinem Tode in Sotscha gehört.

Swan-Béy erwiederte: die Kunde von seinem Tode müsse falsch sein; er habe erst vor wenigen Tagen Briefe von Murawiew erhalten, aus welchen hervorgehe, daß derselbe noch eben so munter und rüstig sei, wie früher; auch habe er Jérynbük-Bersek's in seinem Briefe mehrfache Erwähnung gethan, versichere ihn seiner Freundschaft und lasse ihn herzlich grüßen. Bei diesen Worten wirft sich der alte Ubychenfürst vor Freude Swan-Béy an den Hals, und herzt und drückt ihn, als ob er ihn zermalmen wollte.

Es sind jetzt erst drei Jahre her, als sich Jérynbük-Bersek und Murawiew noch als Todfeinde kämpfend gegenüberstanden. In der Nähe der Festung von Ardiller sollte eine Zusammenkunft der beiden Helden stattfinden; es war zur Bedingung gemacht, daß beide nur von ihren Dolmetschern begleitet, ohne sonstiges Gefolge und unbewaffnet erschienen. Murawiew war den Bedingungen getreu nachgekommen; der Ubychenfürst aber, den Russen wenig Zutrauen schenkend, erschien bewaffnet von Kopf bis zu Fuß, und hatte noch obendrein einen Haufen Tscherkessen im Hinterhalte versteckt. Murawiew, ohne sich im Mindesten dadurch einschüchtern zu lassen, wußte durch sein kühnes Auftreten dem Jérynbük-Bersek so zu imponiren, daß er seine ganze Achtung gewann, welche, wie wir aus dem oben angeführten Beispiel ersehen haben, noch jetzt ungeschwächt fortdauert. — In General X. hat

Murawiew einen würdigen Nachfolger gefunden, welcher während der kurzen Zeit seines Aufenthalts hier sich schon in hohem Grade das Ansehen und Zutrauen der Dshigethen erworben hat.

Das Streben des Generals geht vorzüglich dahin, die Dshigethen an regelmäßige Beschäftigung zu gewöhnen, wozu er ihnen, so viel es in seinen Kräften steht, Gelegenheit darbietet. Kommen hin und wieder Haufen von Hungerleidenden und bitten um Abhülfe ihrer Noth, so weist ihnen der General Festungs- oder Feldarbeiten an, wo sie bei Fleiß und gutem Willen leicht ihr tägliches Brod und noch etwas Geld dazu erschwingen können.

Hiezu verstehen sich jedoch die Tscherkessen, selbst die ärmsten unter ihnen, nicht so leicht wie man denken sollte, denn Arbeit ist ihnen eben so zuwider wie Schweinefleisch. Sogar der sonst so gewichtige Einfluß ihrer Fürsten, welche endlich selbst die Nothwendigkeit solcher Maßregeln zur Erhaltung ihrer Unterthanen einsahen, hat diese nicht bewegen können, sich den Russen zur Arbeit zu verdingen. Mehrere Dshigethen, welche durch Noth getrieben, eine Zeitlang Theil an den Festungsarbeiten der Soldaten genommen, und sich sehr wohl dabei befunden hatten, wurden bei ihrer Rückkehr mit Schimpf und Hohn von ihren Landsleuten empfangen.

Wie schwer ist es, ein solches Volk an regelmäßige Beschäftigung zu gewöhnen, das keine andere Arbeit kennt, als den Säbel zu schwingen und das Roß zu tummeln; und wie schwer ist es, ein solches Volk zur Ruhe zu gewöhnen, das keine andere Ruhe kennt, als die Rast nach blutigem Tagewerk!

* * *

Heute ist der General mit Swan-Béy unter Bedeckung nach Sotscha abgereist, wo einer der unbeugsamsten Ubychenfürsten, Hadshi-Béy, sie erwartet. Wir geleiteten die

beiden Herren bis zum Hafen, wo sich unsern Blicken ein trauriges Schauspiel darbot.

Ein Trupp Soldaten hatte sich um zwei, mehr thier- als menschenähnlich aussehende Wesen versammelt, welche Einige von den Umstehenden mit bedenklichem Kopfschütteln und Lächeln, die Meisten aber mit dem Ausdruck des tiefsten Mitleids betrachteten.

Es waren ein paar Unglückliche, welche nach langen Jahren harter Sklaverei bei den Tscherkessen endlich ihre Freiheit wieder erlangt hatten. Aber beide waren schon so vorgerückt im Alter und so abgestumpft an Geist und Körper, daß es schien, als könne weder das Leben noch die Freiheit ihnen Ersatz für die ausgestandenen Qualen bieten. Beiden war der Bart so struppig und lang gewachsen, daß man sehen konnte, es habe seit dem ersten Tage ihrer Gefangenschaft kein Messer das Kinn berührt. Die rauhen Tscherkessenmützen auf den haarigen, zusammengeschrumpften Gesichtern gaben ihnen ein grausenhaftes, wildes Ansehen. Die Unglücklichen gingen barfuß, und schienen überhaupt halb nackt den Händen ihrer Peiniger entronnen zu sein, denn die zerfetzten Filzmäntel, mit welchen sie beide den Obertheil ihres Körpers umhüllten, hatten sie erst von den russischen Soldaten erhalten.

Ich war neugierig, etwas Näheres über die Geschichte ihrer Gefangennehmung und Sklaverei zu erfahren, hatte indessen unsägliche Mühe, mich mit ihnen zu verständigen, da ihnen ihre Muttersprache fast ganz fremd geworden war, und ich nur nach oft wiederholten Fragen hin und wieder Sinn in ihr Gemisch von russischen, tscherkessischen und tatarischen Wörtern bringen konnte. Ihnen selbst wurde es schwer, sich mit einander zu verständigen, da sie sich erst seit ihrer Befreiung kennen gelernt, und bis dahin getrennt unter verschiedenen Stämmen gelebt hatten.

Der Jüngere, etwa ein Funfziger, hatte bei schmaler Kost und harter Arbeit drei und zwanzig Jahre im Lande

der Ubychen zugebracht, und es war ihm abwechselnd schlechter und besser ergangen, nach Maßgabe des Erfolges der Unternehmungen der Ubychen gegen die Russen. Kehrte Asamat-Béy, der Häuptling, dessen Sklave er war, von einem Siege heim, so gab es daheim Schmausereien und Feste, und es wurde dann auch das Loos des armen Sklaven merklich besser. Kehrten die Männer des Aoules aber geschlagen zurück, so bekam auch der arme Alexéi statt der berauschenden Busa gewöhnlich Prügel zu schmecken.

Vor einiger Zeit kam Asamat-Béy bei einem Angriff auf Sotscha um's Leben. Seine Verwandten fanden es für gut, Alexéi an einen türkischen Sklavenhändler zu verhandeln, welcher jedoch, auf der Heimkehr nach Stambul begriffen, das Unglück hatte, den Russen in die Hände zu fallen, bei welcher Gelegenheit Alexéi nebst mehreren anderen Gefangenen seine Freiheit wieder erhielt.

Pattap, der ältere von den beiden Unglücklichen, der schon hoch in den Sechzigern sein muß, war so lange in der Sklaverei beim Volke der Adighé, dem stolzesten aller Tscherkessenstämme, gewesen, daß er die Zahl der Jahre, die er daselbst zugebracht, nicht mehr im Stande war anzugeben. Ich konnte von ihm weiter nichts erfahren, als daß er in seiner Jugend auf einem Schiffe gedient habe, das Schiff sei bei einem Angriff in Brand gesteckt, Viele von der Mannschaft seien dabei um's Leben gekommen und die Uebrigen in die Gefangenschaft geschleppt. Er habe nach und nach wohl fünf verschiedene Herren gehabt. Der erste, ein alter ehrwürdiger Mann, bei welchem er eine Reihe von Jahren gedient, habe ihn immer sehr gelinde behandelt, bei den übrigen aber habe er viel auszustehen gehabt. Da er jetzt aus Altersschwäche zur Arbeit untauglich geworden und die Lebensmittel im Lande theuer seien, so habe man ihn vor Kurzem für einen großen Beutel voll Mehl in Sotscha an die Russen verkauft.

Erst heute Morgen sind die beiden Unglücklichen auf einem russischen Fahrzeuge von Sotscha hier angetroffen, um dem General zu weiterer Verfügung vorgestellt zu werden .... »Die können Gott danken, daß sie noch so mit heiler Haut davon gekommen sind,« sagte ein bejahrter Unteroffizier, der sich den Zuschauern beigesellt hatte, »da sollten Sie mal den alten Kosaken Iwan sehen, der bei den Schapssuch[42]) in Gefangenschaft gewesen; dem haben sie die Fußsohlen aufgeschlitzt und Pferdehaare durchgezogen, um ihm so das Entlaufen unmöglich zu machen. Der arme Teufel wird in seinem Leben nie wieder auf heilen Füßen stehen!« — Aber wie hat er denn unter solchen Umständen aus seiner Gefangenschaft entweichen können? fragte ich den Unteroffizier. — »Ein uns befreundeter Schapssuch hat ihn selbst auf seinem Pferde heimlich wieder zu uns gebracht. Sie wissen ja wohl, daß wir unter den wildesten Stämmen unsere Gastfreunde und Spione haben.« — Und auf welche Weise war Iwan in Gefangenschaft gerathen? — »Das will ich Ihnen erzählen. Wir lagen damals zusammen in der Festung Nowo-Troitzkoe, unweit des Flusses Pilao. Seit langer Zeit war zwischen uns und den Schapssuch Nichts vorgefallen, und wir hatten uns nach und nach daran gewöhnt, uns etwas weiter, als wir eigentlich durften, aus der Festung hinaus zu wagen. Iwan, der das Meerwasser nicht gut vertragen konnte, pflegte sich immer gegen Abend im Flusse zu baden. Er trieb das eine gute Weile, ohne daß ihm etwas Besonderes dabei aufgestoßen wäre; eines Tages aber, als er eben aus dem Wasser gestiegen kommt, wird er von ein paar im Gebüsch versteckten Schapssuch überfallen, nackt wie er war auf's Pferd gebunden und im Galopp davon geführt. Niemand in der Festung wußte, was aus dem armen Teufel geworden war, bis ihn unser Kunak wieder zu uns brachte.«

Neunundvierzigstes Kapitel.

Meerfahrt auf dem russischen Kriegsdampfer Mogutschy.

Gjül-Bassar war uns eine nie versiegende Quelle der Heiterkeit, besonders wenn er sich mit meinem schlauen Giorgi unterhielt, der aus den Schwächen der Menschen Vortheil zu ziehen wußte wie Wenige — oder mit H. v. L., einem in der Verbannung lebenden Polen, der dem Rosenköpfigen immer von den schönen Frauen in Warschau erzählen mußte und von ihrer Vorliebe zu den weißen Köpfen der Moslemin.

Hin und wieder ging Giorgi etwas zu weit in seinen Scherzen; dann griff Gjül-Bassar zornig nach dem Kinshal, aber der gewandte Armenier wußte immer gleich wieder einzulenken und den Tataren durch Schmeichelphrasen aller Art zu beruhigen: »Wie könnte ich es wagen, Dich beleidigen zu wollen? Ich der Knecht, Dich den Herrn! Was ist ein Staubkorn gegen die Wüste? Was bin ich gegen Dich?«

H. v. L. hatte nach zwölfjähriger Verbannung im Kaukasus vor Kurzem einen Posten in der Krim erhalten, und wartete gleich uns auf die Ankunft eines Schiffes, das ihn erlösen sollte aus der langen Haft.

Gjül-Bassar theilte seine Zeit ein in Rauchen und Schlafen.

Den größten Theil des Tages hindurch schlief er; sobald er aber die Augen öffnete, that er auch den Mund auf, um

seinen kleinen Diener zu rufen, der dann sofort mit einer Pfeife herbeigestürzt kam, dieselbe seinem Herrn zu überreichen.

Endlich kam das so lange erwartete Schiff. H. v. L. hatte es zuerst erspäht und war gleich nach Hause geeilt, um für das Einpacken seiner Sachen Sorge zu tragen.

Auf einem längern Spaziergange außerhalb der Festung und im ernsten Gespräch mit dem polnischen Kapitain begriffen, hatte ich gänzlich die drei Schüsse überhört, welche mein sonst etwas pulverscheuer Giorgi, angeregt durch die freudige Botschaft, abzufeuern den Muth gehabt hatte. Wir waren weiter als gewöhnlich die Meeresküste entlang geschlendert.

»Ich glaube, wir müssen umkehren,« sagte der Pole, »es geht schon stark auf den Abend zu, eine Menge vom Bazar heimkehrender Dshigethen haben uns gesehen, und wenn wir nicht vor Anbruch der Dunkelheit wieder in der Festung sind, so könnte es uns leicht begegnen, heute noch gewaltsam von den überall lauernden Räubern zu Gaste gebeten zu werden.«

»Was ist das?« fragte ich statt aller Antwort, als ich, den Blick auf's Meer gerichtet, in der Ferne eine gewaltige Rauchsäule weiß aufwirbeln sah.

Der Pole ließ seine Augen nach der bezeichneten Stelle hinschweifen. »Das scheint unser Dampfschiff zu sein, ja gewiß, so ist es,« rief er: »da haben wir keinen Augenblick zu verlieren.« Wie beflügelt eilten wir der Festung zu und wurden bald durch Giorgi, welcher uns auf halbem Wege entgegen kam, in unserer Vermuthung bestätigt. Halb athemlos kam ich im Zimmer an. Zu meiner Verwunderung sah ich unsern tapfern Gjül-Bassar noch auf seinem Teppiche liegen und schnarchen, als ob er einen neuen Orden dafür zu erwarten hätte.

»Ich habe mir alle erdenkliche Mühe gegeben, ihn auf die Beine zu bringen« sagte H. v. N., »aber nichts will fruchten bei dem kahlköpfigen Siebenschläfer. Ihr Spitzbube

von Giorgi hat ihn schon so oft mit der falschen Nachricht von der Ankunft des Dampfschiffes getäuscht, daß er auch heute die wahre Nachricht für eine Erdichtung hält und beim Barte des Propheten schwört, sich in seiner Ruhe nicht stören zu lassen. Vergebens versicherte ich ihm, ich habe das Schiff mit eigenen Augen gesehen; er schwur, man solle ihn nicht wieder anführen, und wälzte sich schlaftrunken auf die andere Seite. Ich versuchte ihn mit Gewalt aufzurütteln, aber da griff er drohend nach seinem Dolche. Was ist mit dem Kerl zu machen? Ich werde ihn nicht wieder anrühren; wenn er nicht mitfahren will, kann er hier bleiben und bis zur Rückkehr des Schiffes Fortifikationskunst studiren.«

Inzwischen kam des schläfrigen Tatarenhauptmanns kleiner Schwertträger zurück, welchen H. v. N. abgeschickt hatte, sich selbst und seinen Herrn zu überzeugen, daß das Dampfschiff kein Hirngespinnst, sondern eine große sichtbare Arche mit Schornstein und Rädern sei.

Kaum war der Bursche in's Zimmer getreten, so erschien auch ein halb Dutzend Soldaten, um unsere Sachen abzuholen. Es war die höchste Zeit, aufzubrechen.

Aus Mitleid für Gjül-Bassar, dessen Gesellschaft auf unserer neuen Meerfahrt ich nicht gern entbehren wollte, wandte ich das letzte Mittel an, ihn aus dem Schlafe aufzuscheuchen, indem ich dicht über seinem Kopfe eine Pistole abfeuerte. Er sprang auf, rieb sich schlaftrunken die Augen und sah entsetzlich dumm und grimmig aus, wie die meisten Menschen aussehen bei plötzlichem Erwachen, ehe sie die trunkene Dämmerung, welche jedem langen Schlafe folgt, ganz durchbrochen haben. Er schien sich sehr zu wundern, das Zimmer mit Pulverdampf und Soldaten angefüllt zu sehen. Die aufgesperrte Thüre, durch welche unsere Bagage hinaus und frische Luft herein kam, brachte ihn bald zur Besinnung.

Eine halbe Stunde später befanden wir uns sämmtlich mit Sack und Pack auf dem Schiffe.

Für Gjül-Bassar, welcher nie im Leben ein Damfschiff gesehen hatte, ging eine neue Welt auf; er war jetzt eben so trunken im Wachen, wie er früher im Schlafen gewesen. Er sah jetzt, daß es keine Fabel war, wenn wir ihm einst erzählten, daß das erwartete Schiff wie zu ebener Erde, auf Rädern über's Wasser laufe; er sah überhaupt jetzt so Manches, wovon ihm nie geträumt hatte, obgleich er über drei Viertheile seines Lebens unter Träumen und Schlafen zugebracht. Ich wich ihm aus so gut ich konnte, da er mich überall verfolgte und mich nach seiner alten Gewohnheit unablässig durch freudige Rippenstöße auf Alles, was ihn Wunder nahm, aufmerksam zu machen suchte.

Die Sonne ging unter in so unbeschreiblicher Pracht, wie sie sich nur dem Schiffer auf dem Meere und dem Wanderer in der Wüste zeigt, als wollte sie beide für die Mühen und Irrsale, die ihre ungebahnten Pfade bergen, belohnen. Der Anker war gelichtet; der Abschiedsgruß, der nach gemeinem Brauche vom Schiffe gefeuert wurde, hallte donnernd wieder in den Bergen von Ardiller; die muntern Delphine, welche bis dahin in tollen Sprüngen das Schiff umspielt hatten, tauchten verscheucht zurück in die Tiefe; durch den Knall waren auch die vielen Vögel, welche sich auf Mast und Takelwerk niedergelassen hatten, vertrieben.

Nur einige jener wunderbaren Insekten umkreisten uns, denen die Natur nur einen Tag als Lebensfrist zugemessen und die das bloße Auge erst gewahrt wenn sie sterben, da sie im Tode leuchtend, wie ein Fünkchen, zerstieben. Sie gaben uns gleichsam ein luftiges Vorspiel des herrlichen Meerleuchtens, welches mit einbrechender Dunkelheit unser Auge entzückte. Das majestätische Schiff zog so feurige Furchen, als ob alle Quallen- und Strahlenthiere des Pontus auf

seiner Bahn sich versammelt hätten, um ihr bald bläuliches, bald röthliches Licht auszusprühen.

In froher Stimmung über den Wechsel der Dinge und neu gekräftigt von dem frisch wehenden Abendwinde, steuerten wir heitern Muthes der Küste von Kolchis zu. Wir mußten nun auf dem prächtigen Kriegsschiffe Mogutschy (der Mächtige) den ganzen Weg wieder zurückfahren, welchen wir vor wenigen Wochen auf unserem bescheidenen Barkaß unter Sturm und Drangsal hergekommen waren. So leid es uns that, auf diese Weise nochmals ein gutes Theil Zeit zu verlieren, so angenehm war es uns auf der andern Seite, Gelegenheit zu haben, unsere Gastfreunde an der Küste noch einmal zu sehen.

Da der kommandirende General, Baron von Budberg, mit seinem Stabe selbst an Bord war und keine Festung unbesichtigt ließ, so liefen wir erst am dritten Tage wieder in den Hafen von Redut-Kalé ein.

Von herrlichem Wetter begünstigt, hatten wir uns in den ersten zwei Tagen nochmals all der bezaubernden Ansichten und großartigen Naturschauspiele zu erfreuen, welche die Küste von Abchasien in reicher Fülle bietet.

Am dritten Tage aber erhob sich gleich nach Mitternacht ein bedenklicher Sturm, welcher gegen Morgen immer stärker wurde und drohte unsern »Mächtigen« ganz ohnmächtig zu machen. Zum Glück habe ich einen sehr gesegneten Schlaf, und werde nur selten und unbedeutend von der Seekrankheit heimgesucht. Bis 4 Uhr Morgens hielt ich es aus auf meinem Lager, obgleich ich fortwährend hin und herrollte, wie ein Kind in der Wiege.

Da wurde es mir aber doch endlich in der Kajüte zu schwül und im Kopfe zu schwer; ich stand auf und versuchte in die Kleider zu fahren, bei welchem Versuche ich jedoch, trotz allem Widerstreben, dreimal wie ein gläubiger Türk zu

Boden sinken mußte. Bei dem immermehr überhand nehmenden Schaukeln und Stoßen hatte ich unendliche Mühe, die Treppe hinaufzuklettern, um auf dem Verdecke frische Luft zu schöpfen. Oben angelangt, kam mir die ganze Welt wie betrunken vor. Himmel, Erde, Meer und Menschen, Alles schien von allgemeinem Taumel ergriffen.

Ein ernster Oberst, welcher sonst immer gemessenen gravitätischen Schrittes einherging, schlotterte an mir vorüber, als ob er zwei Drittheile seiner Knochen verloren hätte.

Jeder schien seinen eigenthümlichen Gang zum Besten des allgemeinen Schwankens geopfert zu haben. Der ganze Körperinhalt sammt seiner Kraft und Schwere schien den Leuten in den übersprudelnden Kopf gefahren zu sein. Ein allgemeiner Thatendrang von Oben entwickelte sich; jeder Mund verhieß Großes. Meine Augen suchten den unglücklichen Gjül-Bassar, dem solch ein Schauspiel etwas ganz Neues sein mußte.

Endlich entdeckte ich ihn; er stand am Rande des Schiffes mit zitternden, stark eingeknickten Knieen, mit beiden Händen sich gewaltsam festklammernd, den Kopf über Bord gebeugt, mit den Augen nach Oben, mit dem Munde nach Unten starrend — so stand mein gläubiger Freund da, seine Seele den Göttern der Höhe und seinen Magen den Göttern der Tiefe empfehlend.

Endlich, gegen 10 Uhr Morgens, ließ der Sturm nach, wodurch der Wirrwarr und das Schaukeln jedoch keineswegs vermindert wurden; die in der Nacht aufgescheuchten Riesenwellen wollten sich immer noch nicht zur Ruhe begeben und die mächtige Wallung des Meeres dauerte unausgesetzt fort, so daß der Kapitain eine Landung für unmöglich erklärte. Der Hafen von Redut-Kalé ist, wie schon früher bemerkt, der schlechteste, unsicherste und unbequemste, den ich je gesehen. Große Schiffe müssen mehrere Werste von der Stadt liegen

bleiben und für kleinere Fahrzeuge ist bei etwas unruhigem Wetter die Passage sehr gefährlich, besonders an der Stelle, wo man die heftige Strömung der Chopi zu passiren hat. Wir waren daher nicht wenig erstaunt, ein paar griechische Fahrzeuge, trotz des empörten Meeres, unter unglaublicher Anstrengung auf uns zurudern zu sehen.

Ueber eine halbe Stunde hatten sie gegen den Andrang der Wellen zu kämpfen, ehe es ihnen gelang, die Strömung der Chopi zu durchbrechen. Die schwankenden Fahrzeuge wurden von den ungestümen Wellen wie Nußschalen hin- und hergeschleudert, aber die kühnen Griechen ließen sich dadurch nicht abschrecken, sondern arbeiteten unermüdlich vorwärts und kamen auch endlich glücklich durch.

Die griechischen Schiffer sind die thätigsten und unternehmendsten aller Seefahrer, vorausgesetzt, daß ihnen ihre Mühe mit Gold aufgewogen wird. Auch diesesmal hatten sich, wie ich später erfuhr, die Führer der Fahrzeuge nur durch eine bedeutende Summe bewegen lassen, die mühsame Ueberfahrt zu wagen. Die Passagiere, welche sie uns zuführten, bestanden aus den Familien des Generals von R., des Staatsraths S. und des Barons von T., größtentheils alte Bekannte aus Tiflis, wovon einige nach der Krim, Andere nach Deutschland zu reisen beabsichtigten. Wir freuten uns sehr über die unverhoffte Ankunft der neuen Gäste, deren feine Bildung und gesellschaftliche Annehmlichkeiten wir schon früher kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten.

Bevor wir nun unsere Rückreise von Redut-Kalé antreten, halte ich es für nöthig, euch mit unserer Schiffsgesellschaft, welche aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengewürfelt ist, etwas genauer bekannt zu machen.

Wir sehen hier Russen, Deutsche, Engländer, Polen, Juden, Armenier, Türken, Griechen, Abchasen, Mingrelier,

Imerier und Tscherkessen, worunter einige Gefgngene und andere aus Hungersnoth zu den Russen Geflüchtete.

Die Russen machen natürlich den größten Theil aus, da die eigentliche Mannschaft, mit Ausnahme weniger Offiziere, aus Russen besteht. Ein Offizier vom Generalstabe ist ein Deutscher, und der Kapitain des Schiffes, Mr. Martin, ist ein Engländer. Die Zahl der ganzen Schiffsgesellschaft, welche bei den verschiedenen Festungen, wo wir täglich anlegen, bald ab-, bald zunimmt, beläuft sich im Durchschnitt auf 1500 Köpfe.

Bald sind es Soldaten, bald Offiziere mit ihren Familien, bald Kranke oder Verwundete, bald Marketender und Handelsleute, welche aus einer Festung in die andere geführt werden, so daß ein großer Theil der Passagiere täglich wechselt, wodurch wir an Ruhe verlieren, was wir an Mannigfaltigkeit gewinnen.

Da außer den Offizieren, wegen Mangel an Raum, nur wenige Passagiere in den Kajüten ein Unterkommen gefunden haben, so sind die meisten gezwungen, unter freiem Himmel zu kampiren, wodurch das Verdeck in eine wahre Musterkarte von Völkern umgewandelt ist, wo man vom pyramidenförmigen Hute des hochmüthigen Persers herab bis zur platten Mütze des genügsamen Imeriers die seltsamsten malerischsten Trachten bunt unter einander sieht, und zugleich Gelegenheit hat, die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Völker vom Morgen bis zum Abend zu studiren.

Unternehmen wir, um die Leute etwas genauer kennen zu lernen, einen kleinen Spaziergang über das Verdeck. Hier gleich zur Linken, hart am Borde des Schiffes, bemerken wir ein Kleeblatt wohlbeleibter, dickbeturbanter Türken. Sie sitzen da in ihre hellfarbigen Mäntel gehüllt, ernst, schweigsam, mit untergeschlagenen Beinen, unaufmerksam auf Alles, was um sie her vorgeht; sie sprechen nicht, sie sehen nicht, sie denken nicht,

sie hören nicht; zum einzigen ihrer würdigen Zeitvertreib rauchen sie langsam und feierlich ihren Tschibuq mit so hochwichtiger Miene, als ob von jedem Puff, den sie ausblasen, das Schicksal eines Reiches abhinge. Ich habe nie die Reisenden begreifen können, welche in diesem gleichgiltigen, Alles verachtenden Stolze der Türken etwas Großes, Beachtungswerthes finden. Beachtungswerth ist dieser Stolz allerdings, aber nicht in dem Sinne, wie man es gewöhnlich nimmt. Worauf hat denn wohl ein Türke Ursache stolz zu sein? Etwa auf seine Trägheit, Unwissenheit, auf seine unnatürlichen Gelüste? Seid Sultan Mahmud's Reformen hat man in Konstantinopel ein lebendiges Beispiel vor Augen, wie wenig — außer seiner Todesverachtung und Tüchtigkeit im Felde — an dem türkischen Volke zu bewundern übrig bleibt, wenn man ihm seine Waffen, seine bunten Gewänder und seinen Turban nimmt.

Etwas weiter finden wir ein kleines Häuflein Griechen gelagert. Sie tragen hohe rothe Mützen, elegant geschnittene, mit Stickerei verzierte blaue Jacken und weite kurze Schalwari von gleicher Farbe. Man sieht's ihren lebhaften, aber unzuverlässigen Augen, ihren verschmitzten, berechnenden Gesichtern gleich an, daß es Handelsleute sind. Dicht neben den Griechen kauern einige Armenier, mit den Fingern, ohne Beihülfe von Messern und Gabeln, ihr Mittagsmahl dem Munde zuführend. Sie haben ihr blaues Obergewand mit den aufgeschlitzten fliegenden Aermeln, um sich's bequem zu machen, bei Seite gelegt und sitzen da mit ihren hohen, stumpf zulaufenden Mützen aus schwarzem Schaffell, in engem, mit dem Gürtel umwundenen Archeluck [43]) und weiten, hellfarbigen Beinkleidern. Auch ihnen sieht's man auf der Stelle an, daß sie Kaufleute sind, und man weiß nicht, ob man bei Beobachtung ihres Gesichts ihnen oder den Griechen den Preis der Schlauheit zuerkennen soll. Man hat in Rußland, um die Schlauheit

und Kniffe der handeltreibenden Völker des Orients in ihren verschiedenen Graden zu bezeichnen, ein Sprichwort, welches also lautet: »Zwei Juden gegen Einen Russen — zwei Russen gegen Einen Perser — zwei Perser gegen Einen Armenier — zwei Armenier gegen Einen Griechen: so bleibt sich der Handel gleich.« Nach dem zu urtheilen, was mir darüber zu Augen und Ohren gekommen, wird dieses Sprichwort durch die Erfahrung vollkommen bestätigt.

Wenden wir uns weg von diesen Repräsentanten der Schlauheit und gehen wir einige Schritte weiter auf unserer völkermusternden Wanderung. Wir finden da vor uns, die Einen sitzend, die Andern stehend, sechs bis acht Imerier, vom Knaben- bis zum Mannesalter. Es sind einfache, harmlose, wohlgebaute, aber ärmlich gekleidete Leute. Man sieht, daß sie gekleidet sind, wie es der Zufall eben gewollt hat. Der eine trägt einen abgeschabten Tscherkessenrock, welchen der Schneider gewiß nicht für ihn bestimmt hat, der Andere eine Jacke, deren Aermel einen halben Fuß zu lang sind; Einige gehen mit, Andere ohne Schuh. Von ihrer hübschen Nationaltracht ist ihnen nichts übrig geblieben, als ihre seltsam geformte platte Mütze, ein kaum das Obertheil des Kopfes bedeckendes, steifes, dunkelgefärbtes, filzartiges Stück Zeug, von unter dem Kinn zugeknöpften Bändern gehalten. Die Imerier führen als Grund der Entstehung ihrer sonderbaren Kopfbedeckung an, es seien früher die Wälder ihres Landes so dicht und undurchdringlich gewesen, daß Niemand darin hätte gehen können, ohne seine Mütze zu verlieren; man wäre deshalb, um dem Kopfe Schutz und den Zweigen und Dornen Trutz zu bieten, auf die Erfindung der eben beschriebenen festen Plattmütze gekommen. Die Sache hat etwas für sich.

Während die Türken unseres Schiffes starr und unbeweglich dasitzen, die Griechen, Perser, Juden und Armenier hingegen über gemachte oder noch zu machende Handelsspeku-

lationen sprechen und sinnen, singen die Imerier heiter und sorglos ein Lied vor sich hin. Haben sie das eine Lied zu Ende gesungen, so fangen sie ein anderes wieder an und unterbrechen ihre tönende Beschäftigung nur zuweilen und ziehen sich scheu zurück, wenn einige von den Damen oder den Offizieren des Schiffs in ihre Nähe kommen.

Uebrigens muß der Liederschatz dieser guten Leute eben nicht groß sein, da man sie überall und immer dieselben Gesänge wiederholen hört, welche noch dazu sämmtlich einer früheren Zeit ihre Entstehung zu verdanken haben. Man findet unter diesen imerischen Volksliedern einige ganz allerliebste; das hübscheste und unter dem Volke selbst beliebteste davon, welches ich auch hier jeden Tag singen höre, hat Dubois in seinem trefflichen Reisewerke in der Uebersetzung mitgetheilt, weshalb eine nochmalige Wiederholung überflüssig erscheinen dürfte.

Nach Tische, wenn es ruhiges Wetter ist, tanzen die Matrosen einen Nationaltanz. Alles nimmt Theil an der Unterhaltung, von allen Seiten ertönt lautes Händegeklatsch im Takt mit den Bewegungen der Tänzer; Griechen, Armenier und Juden vergessen ihre Schachergedanken, um dem muntern Treiben auf dem Verdeck zuzusehen, die Türken allein bleiben ernst und unbeweglich auf ihrem Platze sitzen, ohne sich einmal nach der bunten Menge hinter ihnen umzusehen. Ein Türk wird eher fünfmal den Arm zum Kopfabschlagen, als fünfmal den Fuß zum Tanzen aufheben.

Die Winde, des Meeres stürmische Buhlen, haben ihre Geliebte verlassen, die jetzt heitern Antlitzes mit der Sonne liebäugelt und uns geduldig weiter schaukelt auf ihrem wogenden, farbenbunten Schooße.

Wir haben unsern Rückweg nach Kertsch angetreten und landen bei der Veste Ssuchum-Kalé. Ein ehrwürdiger Greis, in silberverziertem, blauen Gewande, und gefolgt

von stattlicher Reiter-Eskorte, kommt auf uns zu geritten. Das ist Kazi-Morgana, der alte Abchasenfeldherr, früher der Prophet der Freiheit in den Gebirgen von Abchasien und einer der furchtbarsten Feinde der Russen; jetzt General in russischen Diensten.

Während der General von Budberg mit seinem Gefolge nach Ssojuk-Ssu, der Residenz des Herrschers von Abchasien, reitet, um mit dem Fürsten Michail Scherwaschidsé Unterhandlungen zu pflegen, besuche ich in Gesellschaft der Damen die herrlichen Gartenanlagen von Ssuchum-Kalé, und finde, nachdem wir Alles besehen haben, noch Zeit, mit B. einen Ritt in die Umgegend zu machen, wo malerische Fels- und Bergpartien, eine üppige Vegetation, kurz Naturschönheiten jeder Art, das Auge entzücken. Unsere unermüdlichen Reitthiere tragen uns die steile Anhöhe hinauf, wo die Russen, der gesunden Lage wegen, eine Militairkolonie angelegt haben. In der Mitte der Kolonie steht ein alter, ehrwürdiger Nußbaum, der seiner Größe und seines riesigen Umfanges wegen an der ganzen Ostküste des Pontus berühmt ist. Unter den Zweigen dieses Riesenbaumes kann ein ganzes Bataillon Soldaten kampiren.

Wir kehren auf unser Schiff zurück; bald kommt auch der General mit seinem Gefolge nach, und wir steuern weiter nach der Festung von Bambor, der Residenz des trefflichen General X. Wir verweilen an jedem Orte nur gerade so lange, als nöthig ist, um das Geschütz, die Festungswerke, das Hospital, die Militairkolonie, die neuen Anlagen und Bauten zu besichtigen und die erforderlichen Anordnungen zu treffen.

Während wir so Alles in Augenschein nehmen, hat der Kapitain unseres Schiffs schon eine Anzahl Passagiere entlassen und andere dagegen aufgenommen. So bietet sich uns täglich die größte Abwechslung und Mannigfaltigkeit der Bil-

der dar. Bald wird das Auge erfreut durch den Anblick der großartigen Naturschönheiten, die uns umgeben, und bald wird es getrübt durch den Anblick eines Trupps unglücklicher, kranker Soldaten, die ihren dumpfen Hütten entrissen, aus einer ungesunden Gegend in eine gesundere geführt werden, um ihr freudenloses Dasein noch auf ein paar Jahr zu verlängern. Sie schwanken umher wie Schatten, und man weiß nicht was grauer und kahler aussieht, ob ihr bleifarbenes Gesicht oder der grobe Mantel, der ihre welken Glieder umhüllt. In allen Festungen, welche wir berühren — und es sind ihrer über zwanzig an der Ostküste des schwarzen Meeres — sehen wir uns vergebens unter den Soldaten nach einem frischen, muntern Gesichte um; die Gesichter der armen Menschen sind alle so faltig, so aschgrau wie die Säcke, in welchen ihr Kommißbrod steckt. — Doch was sage ich? Hier wird vor uns eine Kompagnie gemustert, lauter frische lebenskräftige Burschen; auch nicht Einer darunter, auf welchen die obige Beschreibung paßte.

Ganz richtig! Das sind Soldaten, welche erst vor acht Tagen aus Rußland angekommen sind und noch einexerzirt werden müssen. Diese wackern Burschen haben noch keinen Sommer hier mitgemacht; nur ein halbes Jahr Geduld, und ihre Augen werden so matt und ihre Wangen so blaß sein, wie die ihrer Brüder.

Doch genug dieser trüben Bilder. Suchen wir den Schatten, welchen wir dadurch auf unsere Erzählung geworfen, durch Anführung einiger der vielen heiteren Bilder, die uns auf unserer Fahrt ergötzten, zu verscheuchen.

Wir landen in Sotscha, derselben Festung, in welcher Madame Pépin, tapfern Andenkens, ihre Sporen verdiente. Die Nachricht der Ankunft des kommandirenden Generals verbreitet sich immer gleich wie ein Lauffeuer unter den Bewohnern der Küste.

Von allen Seiten kommen Häuptlinge und Gemeine zu Fuß und zu Pferde herangezogen; die Häuptlinge, um mit dem General zu unterhandeln, die Gemeinen, um das wunderbare Atesch-Gjemmi (wörtlich: Feuerschiff), welches ohne Segel und Ruder fährt, zu begaffen. Auch diesesmal hat sich eine staunende Menge am Ufer versammelt, und viele von ihnen bezeigen Lust, auf das Schiff zu steigen, werden jedoch von den Soldaten und Matrosen kurz zurückgewiesen.

»Sollte der Anblick eines solchen Kriegsfahrzeuges,« fragte ich einen neben mir stehenden Offizier, »den Tscherkessen nicht die Ueberzeugung von der überlegenen Macht der Russen einflößen?« — »Nicht im Mindesten,« erwiederte der Gefragte. »Diese Leute haben, ihre Verhältnisse mit uns anbetreffend, weder Willen noch Gedanken; sie folgen ganz der Leitung und den Eingebungen ihrer Häuptlinge, von denen die meisten zu wiederholtenmalen in Konstantinopel gewesen, wo sie in dem schönsten Hafen der Welt Hunderte von Schiffen aller Nationen gesehen haben, welche sie natürlich sämmtlich als im Dienste des Sultans stehend betrachten, und im Vergleich mit welchen ihnen die wenigen von unsern Schiffen, die an ihrer Küste kreuzen, höchst unbedeutend erscheinen. So lange bei den Tscherkessen der Glaube an die Allmacht des Sultans und an die von ihm zu erwartende Hülfe noch so fest wurzelt, wie bisher, wird an ihre vollkommene Unterwerfung nicht zu denken sein.«

Kaum waren wir an's Land gestiegen, so drängten sich eine Menge Tscherkessen auf den General zu, ihn mit Bitten und Anliegen bestürmend. Der Eine suchte dabei dem Andern das Wort abzuschneiden, und es entwickelte sich wieder ein ohrenverwirrendes Schreien und Lärmen, welches durch unter den am Ufer stehenden Zuschauern ausgebrochene Zänkereien noch vermehrt wurde. — »Das giebt fast denselben Auftritt hier, wie neulich beim Scheibenschießen in Ardiller,« bemerkte,

sich zu mir wendend, der oben erwähnte Offizier. — »Was gab es denn da?« fragte ich neugierig.

»Bekanntlich sind die meisten unserer Soldaten sehr schlechte Schützen und dienen in dieser Beziehung den Tscherkessen zum Gespötte. Es wurden deshalb in letzterer Zeit in Ardiller, so wie in anderen Festungen, Schießübungen angeordnet. Vor einem kleinen Erdaufwurf auf dem großen Weideplatze, welcher sich westlich von genannter Festung hinzieht, war eine große Scheibe befestigt, auf welche die Soldaten aus angemessener Ferne feuerten. Die nahewohnenden Dshigethen, durch das fortwährende Geknall aufmerksam gemacht, kamen in großer Anzahl herbeigelaufen, um zu sehen, was das Schießen zu bedeuten habe.

Lange konnten sie gar nicht darüber in's Reine kommen; sie sahen das Feuern, hörten die Kugeln pfeifen, aber ihre spähenden Blicke suchten vergebens nach dem Feinde, dem das tödtende Blei gelten konnte.

Anfangs glaubten sie, hinter dem Erdaufwurfe säßen Leute versteckt, welche die Russen mit ihren Kugeln herauslocken wollten. Als aber das Schießen immer fortdauerte und sich doch Niemand rührte, kamen sie endlich auf die richtige Vermuthung, die Kugeln seien lediglich auf die fernstehende Scheibe gemünzt. Nun erhob sich unter ihnen ein Kichern und Schreien, wie es nur das rauhe Organ der Tscherkessen hervorzubringen im Stande ist. Es wollte ihnen gar nicht einleuchten, was unsere Soldaten für eine tolle Wuth auf die große Scheibe Holz hätten, daß sie dieselbe von oben bis unten mit Kugeln durchbohrten. — Uebrigens hatte dieses räthselhafte Scheibenschießen wenigstens den günstigen Erfolg, die Tscherkessen glauben zu machen, wir müßten einen ungeheuren Vorrath von Pulver und Blei besitzen, da wir diesen kostbaren Kriegsbedarf so verschwenderisch an einem unschuldigen Stücke Holz vergeudeten.

Die vornehmsten der anwesenden Häuptlinge, Asslan-Béy, der Dshigeth, und Bersek-Béy, der Ubych, folgten dem General in die Gemächer der Festung, wo die Unterhandlungen sich über drei Stunden lang hinzogen. Das Langweiligste dabei für die russischen Unterhändler ist immer die weitschweifige Anrede der Tscherkessen, welche sich, ohne den zu verhandelnden Gegenstand zu berühren, erst eine oder ein paar Stunden lang um die gleichgiltigsten Dinge dreht. Dann können auch die Tscherkessen die vorgeblich uneigennützigen und edlen Absichten durchaus nicht begreifen, welche die Russen bei ihrer Besitznahme der Länder des Kaukasus leiten. »Wenn es wahr ist,« folgern sie, »daß, wie Ihr sagt, Euer Land so groß ist und so reich an Korn, Früchten und edlen Metallen, wenn es wahr ist, daß Ihr in so prachtvollen Städten wohnt, die aus lauter Tempeln und Palästen bestehen, warum bleibt Ihr denn nicht in Eurem schönen, großen Lande, wo Ihr in Ueberfluß und Frieden leben könnt? warum kommt Ihr, um mit Gefahr Eures Lebens in unsern unwirthbaren Wäldern und Schluchten zu wohnen, wo Krankheit und Krieg jährlich Tausende von Euch hinraffen, und wo Ihr Nichts von dem findet, was Eure prachtvollen Städte Euch bieten? Ihr sagt, daß Ihr gekommen seid, um uns glücklicher und weiser zu machen; wir können aber nicht glauben, Euer großer Padischah lasse jährlich so viele Tausende von Euch, seinen Freunden, hinschlachten, blos um uns, seine Feinde, glücklicher und weiser zu machen. Wahrlich, wir waren glücklicher, ehe wir Euch kennen lernten, und weiser sind wir durch Euch auch nicht geworden.«

Das ist der Hauptgegenstand aller Unterhandlungen zwischen Rußland und den Bergvölkern. Nebengegenstände sind Klagen über die Unterdrückung des Handels, das Absperrungssystem und die dadurch erzeugte Hungersnoth &c. Die Häuptlinge der Tscherkessen ergehen sich in ihren Reden

gewöhnlich in blumigen und bilderreichen Ausdrücken, und ihre Antworten sind oft voll Schärfe und Witz. — »Ergebt Euch!« lautete einst General Rosen's Aufruf an Hamsad-Béy, den Vorgänger von Schamyl, »ergebt Euch! aller Widerstand ist vergeblich; die Heere, welche ich gegen Euch führe, sind zahllos wie der Sand am Meer!« — »Meine Heere aber,« entgegnete Hamsad-Béy, »sind wie die Wellen des Meeres, die den Sand hinwegspülen werden.«

Eine ähnliche Antwort giebt Schamyl, der Prophet von Himri, als ihn der russische Oberbefehlshaber zur Unterwerfung auffordern läßt und ihm droht, im Fall der Weigerung seinen Sohn zu tödten, welcher sich in den Händen der Russen befindet. — »Tödtet meinen Sohn,« erwiederte Schamyl, »ich habe Weiber genug, einen andern zu zeugen.« — »Liegt Dir,« fragten die Russen, »das Schicksal Deines Sohnes so wenig am Herzen? — »Weniger,« antwortete Schamyl, »als das Schicksal meines Volkes.«

Während der General sich im Innern der Festung mit seinen kriegerischen Gästen unterhielt, gingen die übrigen Häuptlinge, welche sich weniger durch Schmuck und Kleidung, als durch stolzere Haltung und Körpervorzüge von den Gemeinen unterschieden, in eifrigem Gespräch begriffen, unruhig auf und nieder. Es gewährt ein unbeschreibliches Vergnügen, diese kräftigen hohen Gestalten mit ihren blitzenden Augen, ihrem ausdrucksvollen Gesichte, ihrem stolzen Gange und ihren lebhaften und ungezwungenen Bewegungen zu sehen. Welch ein herrliches Volk müßte dies sein, wenn hier die Bildung des Geistes der des Körpers entspräche! In körperlicher Beziehung sind wir civilisirten Abendländer im Vergleich mit den Tscherkessen ein verkrüppeltes Geschlecht.

Warum hat die Gegenwart kein einziges Volk aufzuweisen, bei dem Körper und Geist auf gleich hoher Stufe der Bildung stehen?

Funfzigstes Kapitel.

Tscherkessische Volkspoesie.

Bei allen Völkern, mit welchen unsere Wanderung uns bisher in Berührung gebracht, bei Russen, Kosaken, Georgiern, Armeniern, Persern und Tataren haben wir vorwiegend die poetische Seite herausgekehrt, und der Schilderung jedes Landes das wir betraten, immer ein paar poetische Nachklänge eingeflochten. Es wäre ungerecht, wollten wir bei den Tscherkessen nicht ein Gleiches thun.

Die folgenden Gesänge mögen zugleich Anlaß geben, und theilweise selbst dazu beitragen, unsere frühern Mittheilungen über Land und Volk der Tscherkessen zu ergänzen und zu vervollständigen, da die hier gebotenen Stoffe immer dem wirklichen Leben entnommen sind und bis auf das kleinste Bild auf tscherkessischem Boden wurzeln.

Bemerken muß ich jedoch, um jeglichem Mißverständniß vorzubeugen, daß die Lieder, welche ich dem Leser hier in deutschem Gewande vorführe, nicht wort- und versgetreue Uebersetzungen sind wie z. B. meine Verdeutschung der poetischen Werke Puschkin's und Lermontoff's. Denn erstens haben die folgenden Lieder nicht in der Ursprache aufgezeichnet werden können, da das tscherkessische Idiom keine Schriftzeichen hat, und zweitens verstehe ich so wenig von der Tscherkessensprache, wie alle übrigen Reisenden, welche vor mir diese Lande besuchten.

Die Lieder wurden mir von meinen tscherkessischen Freunden in die, allen Häuptlingen und Priestern des Landes geläufige, türkische Sprache übersetzt. Ich verzeichnete genau den Inhalt und suchte bei der deutschen Nachbildung der Weise möglichst nahe zu kommen, wie ich sie tscherkessisch singen gehört hatte, wobei das Ohr mir als einzige Richtschnur diente.

Die Entstehungsgeschichte der tscherkessischen Lieder ist höchst einfach. Jeder Kampf, jedes Fest, jedes freudige und traurige Ereigniß wird durch Gesang verherrlicht. Und wie die Ereignisse sich folgen, so folgen sich auch die Lieder, einander verdrängend und verwischend, da sie nie durch das geschriebene Wort festgehalten werden.

So kommt es, daß die Lieder, welche hier zu Lande gesungen werden, selten über eine Generation zurückreichen, da jedes Geschlecht seine eigene Verherrlichung am liebsten hört und die Tscherkessen nicht der Erinnerungen vergangener Jahrhunderte bedürfen als Triebfedern zu männlicher Kraftäußerung in der Gegenwart.

Das Lied von Murad.

Der Odem verweht
Des gefallnen Helden,
Das Blut seiner Adern
Zerrinnt und versiegt —
Aber nimmer versiegt
Der Geschlechtervertilgenden
Blutigen Rache Quell!

* *
*

Als Murad erschlagen war,
Und im Gewühle des Kampfes
Die Leiche des Helden,
Der Zier von Ubychistan,
Den Feinden zur Beute ward:
Da heulten die Weiber
In langen Klagereih'n,
Und es war des Jammers
Kein Ende zu sehn.
Aber die Männer des Stammes
Versammelten sich
Unter der heiligen Eiche,
Im Dunkel des Waldes,
Um Rath zu pflegen
Zu gemeinsamer That.
Und sie entsandten Botschaft,
— Sechs Delikanler [44])
Wurden entsendet —
An den Führer der Moskow:
„Gieb uns die Leiche
Des Bruders zurück!
Daß wir sie bestatten
In heimischer Erde,
Nach heiligem Landesbrauch.“
Aber der Führer der Moskow,
Mit Hohn und Unbill
Wies er zurück
Die jungen Reiter,
Die Botschaft-tragenden:
„Nicht die Leiche werd' ich
Eures Bruders Euch geben,
Aber Euch selber will ich
Zu Leichen machen!“

* * *

Als die Antwort verkündet ward
Im Rathe der Tamata, [45])
Entbrannte vor Rachezorn

Das Antlitz der Greise;
Und Jerynbük-Bersek-Bey,
Der Hort von Ubychistan,
Rief die Mannen zum Kampfe auf..
Wie aus Wolken ein Blitzesstrahl
Schlug das zündende Kampfeswort
Rings in die Herzen ein.[46])
Aber Islam-Tschemek-Bey,
Die Zunge[47]) des Medshilis,[48])
Sprach mahnende Worte
Der Weisheit und Mäßigung:
Nichts gewinnt ohne Mühe sich,
Und was einmal mißglückte,
Gelingt oft zum zweitenmal.
Selbst die Frucht am Baume
Fällt nicht ungeschüttelt
In des Gärtners Schooß —
Und keines Weisen Beginnen ist
Den ganzen Baum zu fällen,
Weil die Frucht nicht nieder
Beim ersten Schütteln fiel.
Vielleicht versagten die Feinde
Der jungen Ungestüm,
Was sie den Bitten der Alten
Nicht versagen werden.
Noch einmal den Moskow
Entsendet Botschaft:
Gebt uns die Leiche
Des Bruders zurück!
Wir geben Euch frei dafür
Zwanzig Gefangene,
Die wir zur Beute gemacht
Aus Euren Kriegerreihen,
Zwanzig Lebendige
Für einen Todten!
Und versagen sie darauf noch
Unseres Wunsches Gewähr:
So möge das Schwert erringen
Was dem Worte versagt wird!

Der Held greift zum Schwert
Nicht ohne Vorbedacht —
Nicht ohne Vorbedacht
Legt er es nieder! —
So sprach Islam-Tschemek-Bëy
Und schaute im Kreise um,
Ob keiner der Tamata
Sich erhebe zum Widerspruch.
Aber Alle schwiegen rings,
Ehrend des Helden Wort.
Und der Jüngeren Einer
Schwang sich auf's Roß,
— Als das Zeichen gegeben war
Zum Aufbruch des Medshilis —
Ritt langsam im Kreise um,
Und verkündete laut
Den Rathschlag Islam-Tschemek's.
Dann sprengt' er davon,
Und alle Anderen folgten ihm.

* *
*

Sechs Greise erkoren sie
Um Botschaft zu tragen
Zu dem Führer der Moskow:
„Gieb uns die Leiche
Des Bruders zurück,
Daß wir sie bestatten
In heimischer Erde,
Nach heiligem Landesbrauch.
Wir bieten als Entgeld
Zwanzig Gefangene,
Zwanzig Lebendige
Für einen Todten!“
Und der Führer der Moskow
Gab lächelnd zur Antwort:
„Das muß ein ruhmvoller Todter sein!
Der die Greise selber,
Die Häupter des Volkes

Zu mir ins Lager treibt —
Solch ein Todter ist besseren Preises werth!“
Und er sprach solche Worte
In höhnendem Uebermuth,
Daß die Greise selber,
Die Träger der Botschaft,
Alle ergrimmten
In starkem Zorn.
Und als die Kunde erscholl
Im Rathe der Männer,
Da rief Islam-Tschemek-Bèy
Der Erste zum Kampfe auf:
„Der Todte muß unser sein!
In Strömen rothen Blutes
Soll er zu uns schwimmen.
Wir tilgen die Schande
Durch Kampf und Zerstörung,
Daß ein Held unseres Stammes
In feindlicher Erde liegt!“
Statt aller Antwort
Entblitzten die Klingen
Den bunten Schaschken,
Und grimme Blicke
Den dunkelen Augen
Der horchenden Männer.
Weit umher scholl die Kunde,
Und von nah und fern
Zogen Krieger herbei
Auf flinken Rossen.
Und sie versammelten sich
An den Wassern der Ssotscha,
Wohl an tausend Mann.
Hier hielten sie Rast
Bis nach Mitternacht.
In sicherer Obhut
Blieben die Rosse
Im Dunkel der Wälder.
Und die kühnsten der Männer
Schlichen voraus

Auf heimlichen Pfaden,
Durch Dickicht und Felsschlucht;
Gewehr und Schaschka
Am Rücken befestigt
Und mit Filz bedeckt,
Auf daß kein Geklirr
Ihr Nahen verrathe.
Und als sie kamen zur Stätte
Wo die Berge verflachen
Und die Wälder sich lichten,
Und schon das Rauschen des Meeres
Dem Ohre vernehmbar,
Da tauchten sie nieder
Ins hohe Gras,
Und krochen wie Schlangen
Ueber die feuchte Erde,
Unbemerkbar den spähenden
Wachen der Moskow.
Und schon waren sie dicht
Vor den Wällen der Veste,
Und lösten die Waffen
Und machten sich kampfbereit,
Als das erste Frühroth
Die Wolken durchbrach.
Horch! ein gellendes Pfeifen,
Ein Schimmern von Lichtern,
In der Veste wird's wach —
Und ringsum jetzt blitzt es,
Und es donnert und kracht
Weit in die Berge hin,
Daß die Erde erzittert
Von dem grausen Getöse.
Doch ohne Wirkung blieb
Das donnernde Flammenspei'n.
Weit über die Köpfe
Der nahenden Heerschaar
Schlugen die Kugeln ein,
In fernem Waldesdickicht
Und grüner Hügelbrust.

Jerynbük-Bersek-Bey
Der hohe, breitschultrige,
Und Islam-Tschemek-Bey
Der adleräugige,
Führen die Kämpfer zum Sturme an.
Und ein Würgen und Morden begann,
Daß die Erde warm dampfte von Blut —
Dazwischen scholl Wimmern und Klagegestöhn
Wie Schakalgeheul in der Felsenschlucht —
Und als die Sonne am Himmel stand,
Und das Meer roth färbte mit ihrer Glut,
Lebte kein Moskow
In der Festung mehr.
Viele waren geflüchtet
Auf's Meer hinaus,
Als ihr tapferer Führer gefallen,
Der der Letzen einer
Der Todten war;
Er fiel unter Jerynbük-Bersek's Hand,
Das Haupt zerschmettert
Von wuchtigem Schaschkenhieb . . .
Die Einen rafften zusammen
Was an Pulvertonnen
Und Waffen und Blei
In der Veste zu finden war,
Und trieben das Vieh hinweg,
Derweilen die Andern
Rings die Erde aufwühlten
Und nach der Leiche suchten
Des erschlagenen Murad-Bey.
Sie fanden sein Panzerhemd
Nebst Kama und Waffenrock
Als Schmuck an der Wand
In der Wohnung des Moskow-Bey,
Ihn selbst aber fanden sie
Zerspießt und zerstochen,
In einem frischen Grab
Hart am Meeresstrand
Ueberschüttet mit gelbem Sande.

Lauter Jubel erscholl
Ob des kostbaren Fundes.
Und sie hüllten die Leiche
In weißes Gewand.
Dann wurde Feuer gelegt
An die Veste der Moskow,
Und sie eilten davon
Mit der reichen Beute
In das Dickicht der Wälder.
Und als sie kamen zur Stätte
Wo Murad erschlagen war,
Da blieben sie stehen,
Um zu Allah zu beten
Für das Heil seiner Seele.

* * *

Sie wischten das Blut von den Klingen,
Und die Schande von ihrem Stamme! . . .
Und als sie saßen und Rast hielten
An den Wassern der Ssotscha,
Und der Trank der Busa,
Der sinneberauschende,
Rundum im Kreise ging,
Da rühmten die Kämpen sich
Laut ihrer Thaten;
Wer am meisten getödtet,
War am meisten des Ruhmes voll.
Basmursa (der Eine
Der entsandten Delikanler)
Verhöhnte den Moskow-Béy,
Der die Kämpen alle
Wollte zu Leichen machen,
Und nun selber als Leiche
Im Feuer versengte.
Aber Islam-Tschemek-Béy
Sah zürnenden Blickes
Den jungen Kämpen an:
„Schlecht steht solchem Munde

Der höhnende Spott!
Der gefallene Moskow-Béy
Stand wie ein Held im Kampf,
Bis ihn Jerynbük zu Boden gefällt.
Sein Tod war ehrenvoller
Als dein höhnender Spott —
Der Held ehrt den Helden,
Und spottet der Todten nicht!“

Basmursa entflammte
In Zorn und Scham;
Doch schweigend senkt er
Zur Erde den Blick,
Denn der also zürnte,
War sein eigener Atalik.[49])
Und Jerynbük-Bersek-Béy
Rief die Helden zum Aufbruch:
„Laßt uns die Beute verwahren,
Und zu Hause uns freuen
Des erfochtenen Sieges!
Es mußten Hunderte sterben,
Um den Einen zu sühnen,
Doch der Eine war
Mehr als die Hunderte werth!“

* * *

Und sie machten ein großes Festmahl,
Dreißig Ochsen wurden geschlachtet
Und hundert Schafe,
Und drei Wochen dauerte
Die Festestrauer der Gäste
Und das Heulen der Klageweiber.

Das Lied von Asslan-Bey.

Im Wasser spiegeln sich die Berge von Dshigethistan,
Im Liede spiegelt sich der Ruhm seiner Helden.
Berauschend ist der schäumende Busatrank,
Berauschender ist der Ruhm des Helden;
Der Adler trinkt Kraft aus frischem Bergesquell,
Der Held labt sich an den Liedern der Barden.
Aus winzigem Hirsekorn,
Aus dem Honig, den die kleine Biene bereitet,
Wird der Trank der Busa gebraut,
Der die stärksten Männer bezwingende.
Aus armer Sängerbrust strömt der Liederquell
Der die Thaten der Helden verherrlicht.

Von schmutzigem Wasser braut sich kein guter Trank,
Von faulen Blumen weht kein guter Duft,
Und von schlechten Thaten singt sich kein gutes Lied!
Aber deine Thaten, o Asslan-Béy! sind spiegelrein
Wie das Schwert womit Du deine Lenden umgürtest.
Darum singen wir gern Deinen Heldenruhm,
Darum preisen wir laut Deine Weisheit im Rath,
Denn selbst Deine Thaten, was wären sie,
Wenn sie nicht fortlebten im Liedesklang?
Sie würden vergehen wie die Leiber der Feinde,
Die Du erschlagen im offenen Kampfe.

* *
*

Groß war die Freude im Lande der Apsua,
Als Bersek-Béy Esma heimführte,
Die Tochter Moab's, vom Stamme Pschu.
Viele herrliche Gäste waren versammelt,
Die besten Männer von Apsua.
Alle die mit ihm gekämpft in gemeinsamem Kampf,
Freuten sich mit ihm in gemeinsamer Freude.

Wo zwei Flüsse sich vereinen:
Da rauschen und springen die Wellen
Lauter und höher als sonst —
Wo zwei Herzen sich verbinden,
Um eines zu werden,
Da ist Freude im Hause,
Und vor Jubel tanzen die Gäste.
Also geschah es, da Asslan-Bey
Der Gatte Esma's ward, der Tochter Moab's.
Groß war die Zahl der versammelten Gäste,
Und groß die Zahl der gebrachten Geschenke.
Hunderte füllten von Schafen und Ziegen,
Und fetten Rindern das weite Gehöft;
Teppiche, Kaliko, Leinen- und Seidenzeug
Waren in den Gemächern zur Schau ausgestellt,
Daneben ganze Säcke voll Mehl und Salz,
Und viele andere Hochzeitspenden . . .
Vor den Häusern tummelten die Burschen sich
Auf sichern, leichtschenkligen Rossen umher,
Bald im Kreise reitend, bald nach fernem Ziel,
Bald zum Scheinkampf in streitende Haufen getheilt.
Endlos war die Zahl der Gerichte,
Als es zum Festmahl ging — endlos die Zahl
Der geschlachteten Hammel, des Wilds und Geflügels.
Mancher Humpen wurde geleert von Busa und Arka.[50])
Und so oft es dem Wohle der Herrin galt,
Der Neuvermählten, der Sonne des Festes,
Erschallte immer ein heller Freudenschuß,
Wurde kein Pulver gespart, zur Ehre des Hauses.
Und manches sinnige Wort wurde laut,
Zur Ehre der Herrin, der Neuvermählten.
Sie trug an den Armen silberne Spangen,
Und bis zum Gürtel herab silbern Brustgeschmeide,
Das vor ihr schon Mutter und Großmutter getragen,
Und das sorgsam gehegt wird und wohlverwahrt,
Auf daß einst die Tochter es wiedertrage.
Und als der Tanz nun anhub, der Ringeltanz,
Wie so trotzig schauten die Burschen drein,
Und wie schmuck die festlich gekleideten Mädchen!

Mit den weiten Hosen, den engen Anteri,[51])
Und dem gestreiften Käppchen auf dem Flechtenhaar.
Einer legt seine Hand auf des Andern Schulter,
Und so drehen sie sich in gemessenem Schritt[52])
Lieblich sind die langhaarigen Mädchen all,
Doch die Braut ist von Allen die lieblichste!
Preiseswerth sind die Geschenke der Gäste,
Aber noch preiseswerther die sinnigen Worte
Beim Tranke gesprochen, zur Ehre des Paares —
Darum wandten alle Blicke sich dem Sänger zu,
Als er spät eintrat in die Festeshalle.
Er konnte die Blicke nicht erwiedern,
Denn er war blind seit langen Jahren;
Er brachte keine Geschenke mit, und doch
War er von allen Gästen der willkommenste.
Man bereitete ihm einen weichen Sitz,
Und bewirthete ihn mit Speis' und Trank.
Und Alle sammelten sich um ihn her,
Als er anhub zu singen von Asslan-Bëy,
Und von Esma, der Chanum,[53]) der Sonne des Festes.
Und auch sein eigenes Leben sang er,
Von eigener Jugend und Kriegesthat;
Denn er war selbst einst ein Held in der Männerschlacht,
Der Schagirëy gefürchtetster Feind.
Er trieb ihre Rinder und Schafe hinweg,
Vernichtete sie in manchem Strauß.
Und sie stellten ihm nach und fingen ihn,
Und stachen ihm die Augen aus.
So blieb er im Lande der Schagirëy,
Bis Asslan-Bëy, der starke Held,
Das Land der Feinde mit Krieg überzog,
Ihre Häuser verbrannt, ihre Aecker verwüstet,
Ihre fetten Herden hinweggetrieben,
Und den blinden Asamat frei gemacht.

* * *

Noch saß so der blinde Barde und sang,
Und erzählte Geschichten vergangener Zeit,

Da plötzlich von seinen Lippen weg
Wandten Alle sich dem Hofe zu:
Da scholl Roßhufhall und Waffengeklirr,
Dazwischen verworrener Stimmen Geräusch:
„Moskow gjäldi!“ die Russen sind da!
Zwei Reiter hatten die Botschaft gebracht,
Und den Weg bezeichnet, den die Feinde genommen:
Noch waren sie wohl eine Stunde weit.
Die Weiber, die Kinder wurden in Verwahrsam gebracht.
Und Asslan-Béy saß mit allen Reitern auf,
Den Moskow entgegen zum nächtlichen Kampf.
Sie hatten Kunde erhalten vom Festgelag,
Es war ihnen heimlich verrathen worden,
Und sie schlichen im Dunkel der Nacht heran,
Zu feigem, heimlichen Ueberfall.
Sie glaubten sich sicher und unbemerkt —
Und sollten nun selbst überfallen werden!
Auf heimlichen Wegen führt Asslan-Béy
Seine Reiterschaar, in drei Theile getheilt,
Erst die waldigen Ufer des Pschußu entlang,
Bis wo sich der Fluß in zwei Arme theilt
Auf seinem raschen Laufe zum Schwarzen Meer.
Drei Reiter wurden vorausgesendet,
Scharfäugige, rasche Delikanler,
Um den Feind zu erspäh'n und Kundschaft zu bringen.
Als Alles nun wohl erkundet war,
Stellt Asslan-Béy zwei seiner Truppe auf
Im Walde versteckt zur Seite des Wegs,
Greift mit dem dritten die Feinde an
Und fliehet vor ihnen nach kurzem Kampf.
Die Moskow folgen im Sturmesschritt
Und schießen den fliehenden Reitern nach —
Da plötzlich wendet sich Asslan-Béy,
Und ein furchtbares Morden und Schießen begann.
Der Feind, von drei Seiten auf einmal bedrängt,
Stürzt in wilder Flucht nach dem Strome zu,
Die jubelnden Reiter drängen hinterher,
Schießen erst ihre langen Pistolen ab,
Machen dann zum Fang den Arkan [54]) bereit.

Und wohl hundert Gefangene wurden weggeführt.
Viele Moskow fanden in den Wellen ihr Grab,
Viele Köpfe flogen ab von den Schaschkahieben,
Nur Wenige entkamen in wilder Flucht.

* * *

Mit reicher Beute kehrten die Reiter heim,
Groß war der Jubel im Lande der Apsua,
Und die Freudenspiele fingen von Neuem an.
Viele Lieder verherrlichten Asslan-Bëy,
Die Gäste aber priesen den Murawiew-Bëy, [55])
Der so reiche Spende zur Hochzeit gebracht!

Das Lied von Asamat.

Heil dem Stamme,
Wo liederreiche Sänger
Die Weisheit der Väter
In Sprüchen wahren,
Und die Thaten der Helden
Rühmend verherrlichen
Zum Klange der Saiten!
Heil solchem Stamme!
Sein Ruhm wird nie untergeh'n.

* * *

Dein gedenken wir, Asamat,
Blinder Sänger von Tschoma!
Bei jedem Festgelag denken wir Dein,
Der jedes Festgelag zierte!
Wohl ist's gerecht,
Daß, der so Viele

Im Liede verherrlicht,
Nun selber im Liede
Verherrlicht werde!
Denn besser noch als des Helden Ruhm,
Ist der Ruhm des Sängers:
Der Held kann nur sterben machen,
Der Sänger macht leben!
Dein gedenken wir, Asamat!
Blind war Dein Auge,
Und doch sahest Du tiefer
In die Herzen der Menschen
Denn alle Sehenden!

* * *

Den alle Frauen liebten,
Den alle Männer ehrten,
Der unsres Stammes Stolz war,
Der blinde Sänger ist todt!
Der so manchen Helden zu Grabe gesungen,
Ihm schallt jetzt selber der Grabgesang!
Wenn er saß in der Halle
Und spielte und sang
Von den Thaten der Helden
Des Volkes der Apsua,
So klang jede Saite
Wie ein klirrend Schwert,
Und seine Stimme gewaltig,
Wie der Sturm in der Felsschlucht.
Vor Kampfbegier schlugen,
Vor Ruhm- und Beutelust,
Die Herzen der Männer.
Und wenn er anhub zu singen
Von den Wundern des Oschga, [56])
Von den Sagen der Vorzeit;
Da füllten mit Thränen sich
Die Augen der Mädchen
Vor Freude und Wehmuth . . .
Asamat selbst war

Dem Berge gleich.
Sein Haupt war weiß
Wie die Gipfel des Oschga;
Sein Herz war golden.
Seine Lieder ergossen sich
Befruchtend unter uns
Wie die frischen Wasser
Aus den Quellen des Oschga.
Heil sei dem Stamme,
Dem er angehört,
Dem Stamme Pschu!
Wo er begraben liegt
In geweihter Erde.

* *
*

Aus einem blitzzerschmetterten
Heiligen Eichenbaum
Wurde sein Sarg gehöhlt.
Und sie gruben sein Grab
In lichtem Waldesraum
An den Wassern des Osub.
Acht Tage lang währte
Das Jammern der Klageweiber,
Aber der Schmerz seiner Freunde
Wird immer währen!
Heimlich schleichen
Die Frauen und Mädchen
Zu der Stelle im Walde,
Und bestreuen mit Blumen
Und befeuchten mit Thränen
Des Sängers Grab.

Lied der Klageweiber.

War Dein Gang nicht noch fest und stolz?
Warum mußtest Du sterben?
Aiarira!

War Dein Gesicht nicht noch frisch und roth?
Warum mußtest Du sterben?
Aiarira!

Ward Dir nicht Pflege und Nahrung im Ueberfluß?
Warum mußtest Du sterben?
Aiarira!

Und liebten nicht Alle Dich, Jung und Alt!
Warum mußtest Du sterben?
Aiarira! 2c. 2c.

* * *

In ähnlicher Weise wird der Klagegesang oft eine halbe Stunde lang fortgesetzt, ehe die Weiber mit dem Aufzählen der guten Eigenschaften und Annehmlichkeiten des Verstorbenen zu Ende kommen. Der jeden Vers beschließende Klagelaut Aiarira (etwa dem türkischen Aman! dem deutschen Ach! Ach! entsprechend) wird so gedehnt ausgesprochen, als ob er aus vier Wörtern bestände: Ai A Ri Ra. Der Gebrauch, solche Fragen an den Todten zu richten, herrscht nicht blos bei den Tscherkessen, sondern auch bei den übrigen Küstenvölkern, den Abchasen, Mingreliern, Guriern 2c.

Ismaïl und Daredshan.

Zum Reiten ein Pferd,
Eine Rüstung zum Kampf,
Zum Lieben ein Weib,
Das ist Mannesbedarf!

Die reife Frucht wartet des Pflückers Hand,
Des Freiers wartet die mannbare Jungfrau —
Die Frucht, die zu pflücken
Kein Pflücker gekommen,
Fällt endlich wohl selber
Vom Baume herab —
Die Maid, die zu freien
Kein Freier gekommen,
Flieht endlich wohl selber
Den heimischen Herd.
Doch giebt es auch Früchte
Die schwer zu erreichen sind,
Und liebliche Dirnen
Von strengem und stolzem Sinn.
Solch Eine warst Du,
Holdselige Daredshan!
Erfahren im Nähen,
An Spindel und Webstuhl,
In Speisebereitung
Und häuslichem Walten —
Aller Reize voll
Und aller Geschicklichkeit!
Das Haus des Vaters
Stand Jedermann offen,
Das Herz der Tochter
War Jedem verschlossen.
Wie Viele auch warben
Um die Minne Daredshan's,
Sie verschmähete Alle:
Bis Ismaïl kam,
Der Held der Mdsymta,
Dessen Ruhm weit umher
Im Lande erscholl,
Seit er jüngst in der Schlacht
Mit dem grimmen Murawiew-Bëy,
Als schon Alles verloren war:
Alles wiedergewann,
Und die Feinde zum Weichen brachte.

Er wüthete im Kampf
Wie einst Islam-Gerai,
Der Sohn Indar-Oglu's
An den Wassern der Pschat,
Als er des Verraths
Mit dem Moskow bezüchtigt,
Statt aller Antwort
In das Lager der Feinde brach,
Und ihren Führer
Lebendig gefangen nahm.
Der starke Ismaïl,
Der Schrecken der Feinde,
Dessen Muth nie erschüttert war,
Dessen Blick nie zurückgebebt
Vor Tod und Gefahr,
Wurde scheu und verlegen
Beim ersten Anblick
Der holdseligen Daredshan . . .
Und sie selber erröthete
Wie sie nie gethan
Vor männlichem Blick,
Und barg mit der Wimper,
Dem jungfräulichen Schleier der Scham,
Ihres dunklen Auges Glut
Als Ismaïl vor ihr stand
So hoch und gewaltig,
Und doch leise erzitternd,
Wie eine Tanne am Elborus,
Wenn sie schwindelnd hinabschaut,
In's blumige Thal.
Schmuck war sein Gewand,
Von brauner Farbe,
Mit silbernem Gürtel.
Auf dem breiten Kama
Mit Elfenbein-Griffe,
Und laubgrüner Scheide,
Stand Gold-ausgelegt,
Ein Spruch des Koran,

Als ein Zeichen, es wisse der freie Mann
Sich seiner Feinde zu wehren,
Und Allah zu ehren!

* *
*

Dem Vater Daredshan's,
Dem greisen Omar-Oglu,
War Ismaïl ein willkommener Sohn.
Sie wurden bald einig
Um Käbin[57]) und Hochzeitstag,
Und Ismaïl schied nur
Zu baldiger Rückkehr . . .
Nun wurde gewebt,
Gestickt und genähet,
Und Alles bereitet
Im Hause Omar-Oglu's,
Zum Brautschmuck Daredshan's.
Drei Käppchen von Scharlachtuch,
Mit silbernen Streifchen;
Fünf seidene Leibchen,
Mit silbernen Spangen,
Und glänzendem Gürtel;
Schalwari und Unterkleid
Von rothem und blauem Zeug;
Von Sammet der Ueberwurf;
Die Schuh von Marocco,
In zierlichem Schnitt;
Die Hemden, der Kasmak,[58])
Das Alles lag fertig
In Fülle und Ueberfluß,
Noch ehe der Tag kam
Der Hochzeit Daredshan's.

* *
*

Am Himmel blitzen die Sterne,
Der Mond scheint auf die Berge,
Und lange Schatten steigen
In's grüne Thal hinab.

Es schweigen Wald und Hügel;
Nur fernes Schakalwimmern,
Und frischer Bäche Rauschen
Tönt durch die stille Nacht.
Doch, plötzlich aus der Ferne
Tönt lauter Roßhufhall!
Sechs Reiter kommen getrabt,
Sechs Reiter und sieben Pferde.
Der sechste führt neben sich
Das siebente Pferd am Zügel.
Und wo das Thal zu Ende,
Am Fuß des Temirdagh,
Vor Omar-Oglu's Hause,
Da machen die Reiter Halt.
Da ist ein Lärmen und Laufen,
Ein Leuchten von Spänen und Fackeln,
Doch öffnet sich keine Thüre
Die Gäste zu empfangen.
Sind's Feinde, die gekommen,
Des alten Haus zu stürmen?
Sind's Diebe, die gekommen,
Des Alten Tochter zu rauben?
Sie schießen und sie toben,
Und Einer springt vom Rosse
Und dringt hinein in's Haus.
Derweilen auf dem Hofe
Versammeln sich andere Reiter,
Und laut wird's im Aoule,[59])
Es mehren sich die Fackeln,
Es mehren sich die Krieger,
Man dringt auf die Reiter ein.
Sie schießen und sie schlagen,
Und von der Rosse Stampfen
Und von der Schüsse Knallen
Laut wiederhallt das Thal.

* * *

Im Hause, im Frauengemache,
Im bräutlichen Gewande
Sitzt züchtig eine Maid,
Und weint und ringt die Hände
Und jammert mit lauter Stimme,
Und jammernd um sie stehen
Noch andere Dirnen her.
Ein Krieger in Wehr und Waffen
Von stattlicher Geberde,
Steht flehend vor der Jungfrau
Und will sie mit sich ziehen —
Sie wendet sich von ihm ab,
Und weint und ringt die Hände
Und jammert immer lauter,
Und will sich ihm entwinden.
Da faßt er mit starken Armen
Der Jungfrau zarten Leib,
Und redet Schmeichelworte,
Und trägt sie wie man ein Kind trägt,
Und trägt sie bis zur Thüre —
Hart an der Thüre warten
Ein Reiter und zwei Rosse.
Er setzt sie auf das Schlachtroß
Mit scharlachrother Schabracke —
Sie will sich ihm entwinden,
Und jammert immer lauter,
Und auf das Jammern eilen
Die kämpfenden Reiter herbei.
Sie ringen und sie schießen,
Und wollen die Maid nicht lassen.
Ismaïl war der Krieger
Der die schöne Braut entführt . . .
Er schlägt mit starken Armen,
Theilt manche Streiche aus,
Und die Reiter, die mit ihm kamen,
Sie helfen treulich mit.
Das Schießen und Ringen endet,
Im Hofe wird es still.

* * *

Sechs starke Reiter traben
Das grüne Thal entlang.
Der sechste führt am Zügel
Ein buntgeschmücktes Schlachtroß,
Mit scharlachrother Schabracke;
Und auf dem Schlachtroß sitzt
Die holde Daredshan,
Nicht weinend mehr und jammernd:
Sie strahlt vor Glück und Wonne!
Es sind die Thränenbäche
Vertrocknet in den Grübchen
Des Kinnes und der Wangen!
Es wird das Händeringen
Zu liebender Umarmung,
Der Schmerzenslaut der Lippen
Löst sich in Küssen auf!
So ist des Himmels Rathschluß:
Es soll der Mensch durch Kampf
Die Freude sich erringen,
Die ohne Kampf nicht Werth hat.
Dem Schmerzenskampf der Mutter
Folgt die Geburt des Kindes —
Dem Kampfe auf dem Schlachtfeld
Folgt Sieg und Festgelag —
Dem hochzeitlichen Kampfe
Folgt liebende Erkenntniß . . .

* *
*

Ein Stern ging auf im Hause Jsmaïl's
Noch eh' am nächsten Abend
Der Himmel sich mit seinen Sternen schmückte.
Daredshan ist des Hauses Herrin worden!
Und Fackeln leuchten in der Festeshalle,
Und viele stolze Gäste sind versammelt.
Die Alten sitzen kriegerisch geschmückt,
Derweil die Jungen sich im Tanze dreh'n,
Die kecken Burschen und die schlanken Mädchen;

Und helle Freude schallt beim Festgelag.
Nur Du allein blickst finster, Asamat!
Denkst Du zurück an Deine Jugendzeit,
Und all Dein Unglück, alter blinder Mann?
Dir starb die Braut, eh' Du sie heimgeführt,
In feuchter Kerkerluft erlosch Dein Auge,
Schon als es kaum den ersten freien Blick
In Gottes schöne Welt gethan! . . .

Einundfunfzigstes Kapitel.

Schilderungen aus den Tscherkessenländern.

Mit Fleiß habe ich diese Lieder in möglichst einfachem Gewande, ohne jegliche Zuthat künstlerischer Versbildung und schönklingender Reime gegeben. Ich fürchtete, daß durch irgend welche gemachte Ausschmückung der Charakter des Ganzen beeinträchtigt würde, während ich anderseits von der Ueberzeugung ausging, daß kein wirkliches Gedicht von Kern und Gehalt durch Hinweglassung des Reimes wesentlich verliert.

In einem früheren Werke,[60]) welches sich ausführlicher mit der Ethnographie und Geschichte des kaukasischen Isthmus beschäftigt, habe ich ein paar Proben tscherkessischer Volkspoesie in Vers und Reim gegeben, so daß sich der Leser selbst ein Urtheil darüber bilden kann, welches die bessere Art der Nachbildung sei . . .

Suchen wir jetzt die Kenntniß, welche der Leser aus den angeführten poetischen Beiträgen über Land und Volk der Tscherkessen geschöpft, durch einige übersichtliche Mittheilungen in ungebundener Rede zu vervollständigen.

Die Zustände der russenfeindlichen Bevölkerung in den, zwischen dem Kuban und dem Schwarzen Meere gelegenen Ländern, führen uns zu den Uranfängen der menschlichen Gesellschaft zurück.

Hier ist kein Staat in unserm Sinne des Wortes; keine Regierung, kein Beamtenstand, keine Polizei, kein stehendes Heer — kurz, nichts von alledem, was in Europa als staatliche Nothwendigkeit gilt.

Die Grundlage der gesellschaftlichen Ordnung bei den Tscherkessen ist das Stammesleben, wie es seit Jahrtausenden in fast unveränderter Gestalt bei ihnen besteht. Die einzelnen Stämme, die sich ursprünglich aus einzelnen Familien entwickelt haben, sind nach und nach zu förmlichen Staaten (in Umfang und Bevölkerung) herangewachsen, ohne jedoch das Bedürfniß zu fühlen, ihre Angelegenheiten anders, als nach altherkömmlicher Sitte zu regeln. Nie herrschte hier zu Lande ein geschriebenes Gesetz, wie denn das Schreiben noch heutzutag unter dem Volke eine seltene Kunst ist, deren sich selbst der Vornehmsten nur Wenige rühmen können. Das einzige allgemein anerkannte Gesetz war das Jedem innewohnende und auf den ganzen Stamm ausgedehnte Gesetz der Gegenseitigkeit.

Die Familienbande sind bei uns kaum so stark, wie diejenigen Bande, welche bei den Tscherkessen die Bevölkerung eines ganzen Stammes umschlingen. Ein solcher Stamm (Tokum) braucht jedoch, trotz des innigen Zusammenhanges seiner Glieder und der Solidarität der Interessen, kein von örtlichen und Grenzbestimmungen abhängiges Ganzes zu bilden. Die einzelnen Stammesangehörigen können zerstreut wohnen über das ganze Land; sie werden zusammengehalten durch ihren, beim Eintritt in den Verband geleisteten Eid, und durch die großen Vortheile, welche ihnen aus diesem Verbande erwachsen. Wenn z. B. ein Angehöriger des Stammes Tschipaku beraubt, beleidigt oder ermordet wird von einem Angehörigen des Stammes Pschu, so ist der Stamm Pschu in seiner Gesammtheit verantwortlich für die verübte Missethat, und beide Stämme bleiben in Fehde, bis die Missethat nach

herkömmlichem Brauche gesühnt, d. h. bis eine der Unbill entsprechende Strafe entrichtet ist. Diese Strafe besteht gewöhnlich in der Auslieferung von Ochsen, deren Sühnezahl sich nach der Größe des Vergehens richtet. Für den Todtschlag eines Mannes hat der Stamm, dem der Mörder angehört, zweihundert Ochsen auszuliefern, für den Todtschlag einer Frau hundert Ochsen, für die Verführung eines Mädchens fünf und zwanzig Ochsen. In ähnlicher Weise ist für jedes Verbrechen eine Strafe festgesetzt. In zweifelhaften Fällen wird die Streitfrage entschieden durch ein Schwurgericht, zusammengesetzt aus zwölf Personen, wozu die sechs ältesten unbescholtenen Männer aus jedem Stamme gewählt werden. Großes Ansehen ist mit der Würde eines Geschworenen, die zugleich das Richteramt in sich schließt, verbunden, und Keiner auf dem der geringste Makel haftet, ist dieser Würde zugänglich. Das Urtheil der Geschworenen wird vom Volke heilig gehalten, und sie haben Gewalt über Leben und Tod des Angeklagten, wenn ihr Verdikt ein einstimmiges ist. Der vorsätzliche Mord wird — unbeschadet der vom Stamme zu leistenden Sühne — gewöhnlich wieder durch den Tod bestraft. Die Hinrichtung geschieht, indem man dem Mörder einen schweren Stein um den Hals bindet und ihn dann hinabstürzt in's Meer. Eben in Folge der Verpflichtung eines Stammes, für jeden seiner Angehörigen einzustehen, herrscht unter den Stammgenossen eine scharfe, gegenseitige Ueberwachung, welche wirksamer ist, als die beste Polizeibehörde, und deren Durchführung sich um so leichter bewerkstelligen läßt, als die Tscherkessen niemals in großen Ortschaften beisammen wohnen. Ihre größten Aoule kommen an Einwohnerzahl kaum unseren kleinsten Dörfern gleich. So geschieht es, daß die Bewohner eines Aouls immer von den Vermögensumständen unter einander auf das Genaueste unterrichtet sind, und die Vermehrung der Rinder, Schafe und Pferde (der

gewöhnlichen Objekte des Diebstahls) eines Hausstandes niemals lange Geheimniß bleiben kann.

Kommt es dennoch vor, daß der Stamm den Verbrecher nicht ermitteln kann, oder Schwierigkeiten macht, die verlangte Strafe zu entrichten, so wird jeder Stammgenosse als Mitschuldiger betrachtet und bleibt, während der schwebenden Schuld, Mißhandlungen und Beleidigungen aller Art ausgesetzt. Nicht allein muß er sich dann sorgsam hüten, den Fuß in einen feindlichen Aoul zu setzen, auch an jedem dritten Orte, wo er mit einem Krieger des beleidigten Stammes zusammentrifft, kommt es fast jedesmal zu blutigen Auftritten.

Der Stamm ist verantwortlich für den Einzelnen und der Einzelne für den Stamm. Die Unbill wie die Genugthuung kommt immer auf Rechnung des gemeinsamen Stammverbandes. Nicht der Verbrecher bezahlt die Sühne, sondern seine unschuldige Genossenschaft. Nicht der Beleidigte erhält Genugthuung, sondern der Tokum dem er angehört.

Nur in Zeiten großer Theuerung, oder bei alteingefleischtem Stammeshader kommt es vor, daß ein Tokum mit der Zahlung anerkannter Schuld lange auf sich warten läßt. Dasselbe geschieht auch wohl zuweilen bei einem großen Stamme, gegenüber einem kleineren und schwächeren. Solche Fälle gehören aber zu den seltenen Ausnahmen und die Blutrache des Einzelnen tritt dann an die Stelle der Stammesjustiz. Im Allgemeinen hat sich das Kriminalsystem der Tscherkessen immer als sehr erfolgreich erwiesen, und das gegenseitige Absperren der Häuser und Ställe, aus Furcht vor Diebstahl, ist hier zu Lande vollständig unbekannt. Eben weil sich die Männer einer Verbrüderung größtentheils einander genau kennen, machen sie mit denen gemeiniglich kurzen Prozeß, welche den Stamm in ernste Ungelegenheiten bringen.

Die gesellschaftlichen Verhältnisse eines Tokum sind ganz nach kommunistischen Grundsätzen geregelt. Nicht in dem

Sinne, daß (wie es vor Alters bei den Juden, bei den Persern, Römern und andern Völkern versucht wurde) eine regelrechte Gütervertheilung stattfände: die Besitzenden sind gehalten den Nichtbesitzenden auszuhelfen wo es fehlt. Brennt ein Haus ab, so müssen die Nachbarn es wieder aufbauen. Verwüstet der Feind alle Wohnungen und Felder eines Aouls, so muß die Stammesgemeinschaft den angerichteten Schaden ersetzen. Will ein armer Tscherkeß heirathen und es fehlt ihm an Mitteln, die Braut von den Eltern zu erkaufen, so müssen die Genossen ihm die Mittel verschaffen.

Die öffentlichen Angelegenheiten des Tokum werden immer in einem Medshilis (Volksrath) unter freiem Himmel verhandelt. Jeder freie Mann hat das Recht, an den Berathungen Theil zu nehmen. Doch findet hier gewöhnlich eine Vertretung in der Art statt, daß das Volk die anerkannt Weisesten und Tapfersten aus seiner Mitte so lange unbehindert schalten und walten läßt, als es sich überzeugt hält, daß sie nicht gegen den Vortheil des Stammes handeln.

Seit der Einführung des Islam in diese Lande ist es Sitte geworden, daß sowohl bei den Volksberathungen wie bei den Schwurgerichten, immer wenigstens ein schriftgelehrter Kadi zugegen ist, um die Satzungen des Koran in Anwendung auf die vorliegenden Fälle zu erklären, was jedoch auf die Entschließungen der Tamata wenig Einfluß übt, da der alte Landesbrauch immer noch heiliger gehalten wird als der Koran. Die Sitte ist stärker als die Religion, und wo die Eine mit der Andern in Konflikt geräth, trägt immer die Erstere den Sieg davon. Die Tscherkessen bestreben sich um so mehr gute Muhammedaner zu sein, als ihnen das Christenthum durch die Russen verhaßt geworden ist; trotzdem legen sie auf die muhammedanischen Feiertage wenig Gewicht, während sie mit großer Gewissenhaftigkeit die Feste ihrer alten Götter Schiblé, Tleps, Sseosseros, [61]) begehen. Dies mag

sich wohl hauptsächlich daraus erklären, daß ihre alten heidnischen Festtage, im Gegensatz zu den islamitischen, ein vorwiegend heiteres Gepräge tragen und mit großen Thieropfern, Lustbarkeiten und Schmausereien verbunden sind.

Denn eben so groß wie die Ausdauer, mit welcher der Tscherkeß Entbehrungen aller Art erträgt, wo die Noth es gebietet, ist auf der andern Seite sein Hang zu fröhlichem Gelage. Im Felde nimmt der Krieger mit einer Handvoll roher Hirse und einem Trunke frischen Quellwassers vorlieb, ohne zu murren; zu Hause aber, im Kreise der Freunde, labt er sich gern an gutem Spießbraten, an Pilaw, an Busa und Arka, und an den vielen landesthümlichen, aus Mais, Hirse und Honig bereiteten süßen Gebäcken und Gerichten. Jegliche Art von Gemüse aber, zu dessen Kultur sich das Land vortrefflich eignet, ist dem Tscherkessen eben so verpönt und verhaßt wie Schweinefleisch. Spießbraten und süße Gebäcke bilden immer und überall die Hauptbestandtheile des Mahles. Gerade wie bei den Georgiern und Armeniern essen die Diener das in der Schüssel Gebliebene gleich beim Wechseln der Gerichte auf, theils stehend, theils indem sie sich nacheinander in einem Winkel des Gemachs niederlassen.

Veranlassung zu großen Gelagen geben besonders die Medshilis, ein erfochtener Sieg, so wie jedes fröhliche und traurige häusliche Ereigniß.

Jeder Tscherkeß hat sein eigenes Haus, dem immer ein kleines Nebengebäude oder Gasthaus angefügt ist, wo jeder Fremde allezeit freundlichen Empfang, Speise und Unterkommen findet. Die Gastfreundschaft der Tscherkessen ist weltberühmt geworden, und verdient in der That lobender Erwähnung, obgleich sie sich wesentlich durch nichts von der Gastfreundschaft der übrigen Gebirgsvölker des Kaukasus unterscheidet, als durch größere Beschränkung, welche allerdings durch die Verhältnisse geboten wird. Bei den neutralen oder russenfreund-

lichen Stämmen, wie bei den Kabardern, Osseten, Tuschen u. a., kann Jedermann gastliches Unterkommen finden, ohne daß der Kunak dadurch in große Verlegenheit geräth; die russenfeindlichen Tscherkessen aber müssen streng darauf sehen, daß sich unter dem Schutze der Gastfreundschaft nicht Spione oder moskowitische Emissaire in's Land schleichen, wie das schon zu wiederholten Malen geschehen ist. Ich erinnere nur an die beiden deutschen Namen Tausch und Thornau. Tausch, ein gemeiner Kerl, der sich für Geld von den Russen zu Allem gebrauchen ließ, kam, wie das so der gewöhnliche Gang der Dinge ist, mit heiler Haut davon, während Baron von Thornau, ein vornehmer russischer Offizier, beinahe drei Jahre lang in trauriger Gefangenschaft bei den Abasechen lebte.

Baron Thornau war, nachdem er sich durch einen längeren Aufenthalt an der Kubanlinie, sowie an der Ostküste des Schwarzen Meeres, mit Tracht und Sitte der Tscherkessen vertraut gemacht hatte, begleitet von einem russenfreundlichen Eingebornen, und ganz tscherkessisch angethan, in das Innere des Landes gedrungen, um das Terrain kennen zu lernen und Pläne als Basis künftiger Operationen zu entwerfen. Verschiedene Umstände trugen dazu bei, daß der Baron eine geraume Zeit hindurch unerkannt im Lande bleiben konnte. Erstens hat seine ganze Körperbildung einen auffallend tscherkessischen Anstrich; zweitens hatte er sich mit großer Vorliebe und ächt russischer Nachahmungsfähigkeit in die tscherkessischen Eigenthümlichkeiten hineingelebt, und endlich spielte er die Rolle eines Taubstummen, um einerseits die Gefahr zu vermeiden, sich durch Unkenntniß oder schlechte Aussprache des landesthümlichen Idioms zu verrathen und anderseits Vortheil aus dem besonderen Ansehen zu ziehen, dessen Taubstumme, wie Blinde, in diesem Lande genießen.

Trotz all dieser Vorsichtsmaaßregeln und günstigen Umstände konnte, eben in Folge der oben beschriebenen Stammes-

Einrichtungen, der geheime Zweck und die künstliche Rolle des Baron Thornau auf die Dauer dem Scharfblick der Tscherkessen nicht entgehen. Er wurde erkannt und verrathen von einem abasechischen Häuptling, seine Papiere und Instrumente wurden ihm weggenommen und durch jahrelange, schwere Gefangenschaft bei dem halbwilden Stamme der Abasechen mußte er seine Kühnheit büßen, bis ihn ein anderer Häuptling, der sich mit seinen Stammesgenossen überworfen hatte, und zu den Russen überging, gegen die Zusage einer großen Belohnung und Fürsprache beim Kaiser, befreite. Große Freude war im russischen Lager, als der längst verloren geglaubte Gefangene in Tiflis eintraf. Er hielt sich jedoch hier nicht lange auf, sondern schlug mit seinem Begleiter den Weg nach Moskau ein, wo ich ihn gleich bei seiner Ankunft im Hause des damaligen General-Gouverneurs v. Neidhart kennen lernte. Er sah entsetzlich leidend und abgemagert aus, und erst durch eine Badereise, welche er bald nachher auf kaiserliche Kosten nach Deutschland unternahm, wurde sein Körper wieder etwas gekräftigt, obgleich er die Spuren seiner Gefangenschaftsleiden Zeitlebens mit sich tragen wird.

Ein Jahr später, als H. von Neidhart den Oberbefehl der kaukasischen Armee übernommen hatte, traf ich auch den Baron Thornau im Kaukasus wieder, wo er noch jetzt als Oberst in russischen Diensten steht. Nach Allem, was ich von ihm, so wie von Gleboff (dessen Gefangennahme im ersten Theil dieses Buchs geschildert wurde) erfahren, pflegen die Tscherkessen in den cis-, wie in den transkubanischen Ländern, mit ihren russischen Gefangenen nicht sonderlich zart umzugehen. Zu näherer Veranschaulichung des Gesagten theile ich am Schluß dieses Buches, unter den Beilagen, einen Brief mit, welchen Gleboff aus der Gefangenschaft an einen Verwandten, Oberst Bibikoff, schrieb, und wovon er mir nach seiner Befreiung selbst eine wörtliche Abschrift verschaffte.

Eine andere Abschrift dieses Briefes befindet sich unter den Aktenstücken des Generalstabes von Tiflis.[62])

Uebrigens trifft eine so schlechte Behandlung wohl nur ausnahmsweise solche Personen, von deren Auslösung die Tscherkessen bedeutenden Gewinn erwarten. Um die Auslösung zu beschleunigen, wird den Gefangenen ihr Aufenthalt möglichst unerträglich gemacht. Auch wird nur auf den Fang hervorragender Militairs, deren Auslösung, trotz dem Verbote des Kaisers, doch über kurz oder lang erfolgt, besonders Gewicht gelegt. Sicher ist, daß die meisten der bei den Tscherkessen gefangenen gemeinen Soldaten durchaus kein Verlangen spüren, in das russische Lager zurückzukehren.

Ein harmloser Reisender wird, wenn nicht ein besonderer Verdacht auf ihn lastet, nie große Gefahr bei irgend einem tscherkessischen Stamme laufen. Ich besuchte, auf meiner Wanderung durch's Gebirge, mehrere Aoule in der kleinen Kabardah, und wurde überall gastfreundlich aufgenommen, ohne daß mir das geringste schlimme Abenteuer zugestoßen wäre. Noch länger hielt sich mein späterer Reisegefährte, Henry Seymour, bei den Kabardern auf und wußte nach seiner Rückkehr nur Rühmliches von ihnen zu erzählen. Allerdings gehören die Kabarder augenblicklich zu den neutralen Stämmen, da ihnen die Russen durch ihre Festungen und durch die den Terek entlang laufende Militairstraße sehr nahe gerückt sind, indeß wurzelt bei keinem Volke des Kaukasus der Russenhaß tiefer als hier, trotz der großen Anstrengungen und Opfer des Kaisers, die stolzen Häuptlinge der Kabardah für sein Interesse zu gewinnen. Bekanntlich war es dieses Land, dem die Russen ihre ersten sogenannten Rechtsansprüche auf den Besitz des Kaukasus entnahmen. Zar Iwan Wassiljewitsch, der Grausame, hatte die Tochter Temruk's,[63]) eines kabardischen Häuptlings, zur Frau, und eine im Jahre 1717 von den Russen gegen den Chan von Chiwa unter-

nommene Expedition wurde von Bekowitsch Tscherkaski, einem kabardischen Fürsten, befehligt, woraus man ein Jahrhundert später den Beweis zog, daß die Kabardah von jeher gemeinschaftliche Sache mit den Russen gemacht habe, und eigentlich immer nur eine russische Provinz gewesen sei. Die Kabarder haben inzwischen den Russen oft genug mit dem Schwerte in der Hand bewiesen, daß sie mit ihnen nichts gemein haben wollen; und wenn sie sich für den Augenblick neutral verhalten, so geschieht das nur in Erwartung eines Umschwungs der Dinge zu Gunsten Schamyls. Doch dies im Vorbeigehen . . . .

Der Zutritt zu den Tscherkessen an der Küste ist deshalb doppelt schwierig, weil hier die Russen die Vermittlerrolle spielen, und die Bergvölker alles von den Russen Kommende mit gerechtem Mißtrauen aufnehmen. Doch genügt es, einen zuverlässigen Kunak zu haben, um auch hier überall durchzukommen. Der Kunak bürgt mit seinem Kopfe für die Sicherheit des Gastes, wenn er einmal Salz und Brod mit ihm gegessen, die Busa mit ihm getrunken und unter Einem Dache mit ihm geschlafen hat.

Ich verkehrte mit mehreren der Häuptlinge und Effendis, bei welchen Bell und Longworth auf ihrer abenteuerlichen Reise, die Küste entlang, gewohnt hatten, und überzeugte mich, daß diese Herren noch in sehr gutem Andenken bei den Tscherkessen standen. Manches hat sich aber seit der Zeit geändert. Gus-Béy, genannt der Löwe von Schapßuch, Keri-Oglu-Schamin-Béy, Schimaf-Béy, vom Stamme der Tschipaku, und mehrere andere von Longworth's Gastfreunden sind inzwischen im Kampfe gegen die Russen ums Leben gekommen. Noch viele andere traurige Veränderungen würde Longworth finden, wenn er heute zu seinen Freunden an der Küste zurückkehrte. Von den Indar-Oglu's sind zwei zu den Russen übergegangen, und ihre Wohnungen der Erde gleich

gemacht. Mehrere andere in Longworth's Werke bezeichnete Wohnsitze vornehmer Tscherkessen haben russischen Blockhäusern Platz gemacht, und ihre alten Bewohner sind in das Innere des Landes zurückgedrängt. Vor Allem aber hat die durch die russische Absperrung erzeugte Hungersnoth ungeheuere Verwüstungen angerichtet, und Glieder der vornehmsten Familien in's Elend gebracht.

Bekanntlich haben auch die Tscherkessen seit Alters ihre erblichen Standesunterschiede, welche sich jedoch seit der Einführung des Islam, durch die nivellirenden Satzungen des Koran wesentlich verwischt haben. Die waffentragenden Männer (sogenannt im Gegensatz zu den Sklaven, welche keine Waffen tragen dürfen), zerfallen in drei Klassen: Pschi (Fürsten), Usden oder Work (Edelleute) und Tokav (Freie). Die Sklaven oder Leibeigenen, deren große Masse aus Kriegsgefangenen besteht, sind lediglich darauf angewiesen, den Acker zu bebauen, das Vieh zu hüten und die Arbeiten des Hauses und des Stalles zu besorgen.

Die Pschi und Usden besaßen früher große Vorrechte, und standen ungefähr in demselben Verhältniß zu der übrigen Bevölkerung, wie bei uns die Fürsten und Ritter des Mittelalters. Der Mißbrauch, den sie mit ihrer Gewalt trieben, veranlaßte, daß man ihnen diese Gewalt ganz nahm, und heut zu Tage unterscheiden sie sich von den Tokav oder Freimännern durch nichts als durch ihre angestammten Titel. Trotzdem sind die drei Klassen in sofern von einander geschieden, als sie sich durch eheliche Verbindungen nie vermischen. Ein Pschi wird nie die Tochter eines Usden, und ein Usden nie die Tochter eines Tokav heirathen. Im Uebrigen stehen die Tokav in keinerlei Abhängigkeit von den Fürsten und Edelleuten. Im Medshilis übt derjenige den größten Einfluß, der am meisten Einsicht und Verstand zeigt, und in Kriegszeiten wird derjenige zum Anführer erkoren, der sich durch

Tapferkeit und Umsicht am meisten hervorgethan, ohne daß man dabei die mindeste Rücksicht auf Rang und Stand nimmt. Und von den Pschi und Usden stehen beim Volke nur diejenigen in besonderem Ansehn, welche sich durch ganze Geschlechter im Medshilis und im Felde besonders ausgezeichnet haben. Hieher gehören z. B. die Familien der Sefir-Béy, Schimaff-Béy, Selim-Béy, Haoud-Oglu-Mansur-Béy u. a.

Es ist vielfach behauptet worden, daß die Pschi und Usden vor Jahrhunderten eingewandert seien und eine von der übrigen Bevölkerung gänzlich verschiedene Race bilden. Ein edler arabischer Stamm soll sich in der Kabardah niedergelassen haben, wo er sich mit den Töchtern des Landes vermischte und ein durch seine Schönheit weit berühmtes Geschlecht erzeugte. Die Kabarder unterwarfen später die Länder zwischen dem Kuban und dem Schwarzen Meere, und ihre Edlen setzten sich hier als Herrscher fest. Ihre Herrschaft wurde ihnen entwunden im Laufe der Jahre; sie selbst aber blieben im Lande bis auf den heutigen Tag. So lautet die Sage, an welcher jedenfalls so viel wahr ist, daß die Kabarder einen durchgängig schönen Menschenschlag bilden, und daß die Fürsten und Edlen der Schapßuch, Ubych und Dshigethi sich sehr zu ihrem Vortheil durch hohen Wuchs und edle Gesichtsform von der großen Masse des Volks unterscheiden. Sprachliche Untersuchungen können hier wenig dazu beitragen, der Sache auf den Grund zu kommen, da die Sprache der Abchasen, Schapßuch, Ubych und Kabarder — wie schon Güldenstedt nachgewiesen — Töchter Einer Mutter sind. Die arabischen und türkischen Beimischungen, welche man dem Koran und seinen Auslegern zu verdanken hat, finden sich gleichmäßig in allen genannten Ländern wieder; eben so sind die am häufigsten vorkommenden fremden Namen, wie z. B. Ali, Muhammed, Moissohl (Moses), Chammursa (Hundefürst),

Tamassa (Thomas), Dshatemir (Eisenseele) u. a. überall in gleichem Maaße heimisch . . .

Ich habe weiter oben darauf hingewiesen, daß das Stammesleben bei den Tscherkessen nur ein erweitertes Familienleben ist. Es kommt daher unter den Freien fast niemals vor, daß ein Mann eine Stammesgenossin heirathet. Es wird dieses, wo es ausnahmsweise geschieht, als eine Art Blutschande betrachtet. Nach diesem Grundsatze sind daher auch die Frauen und Mädchen mit ihren männlichen Stammesgenossen viel leichter und freier im Umgange, als mit den Männern eines fremden Stammes.

In früheren Zeiten war das Schleiertragen hier ganz unbekannt; mit dem Islam wurde auch der Schleier eingeführt. Die Mädchen gehen bis zu ihrer Verheirathung unverschleiert und erlauben sich bis zu einem gewissen Punkte in ihrem Benehmen gegen Männer Freiheiten, wie man in keinem andern Lande findet. Mit dem Eintritt in die Ehe hören diese Freiheiten auf. Der Schleier zieht gleichsam eine Scheidewand zwischen dem Leben der Jungfrau und der Gattin. Von dem Tage an, wo die Frau ihr Gesicht mit dem Schleier verhüllt, ist sie Eigenthum ihres Mannes und ihre Welt beschränkt sich auf ihr Haus. Stirbt ihr Mann, so haben seine nächsten Verwandten ein Anrecht auf sie. Doch bezieht sich dieses Anrecht nur auf die Person, nicht auf das Vermögen. Denn nach den Satzungen des Koran hat jede Frau freies Eigenthum, worüber sie schalten kann nach eigenem Ermessen. Ueberhaupt wird die Frau auch durch die Ehe nicht Sklavin des Mannes, sondern kann ihn verklagen, und sich sogar von ihm trennen, wenn er sie in ihren, im Koran genau bezeichneten Rechten kränkt. Ja selbst die geborene Sklavin genießt alle Vorrechte einer freien Frau, sobald sie M u t t e r wird.

Die Tscherkessinnen, welche durch Vermittelung des Sklavenhändlers ihr Glück in der Ferne suchen, gehören

meistentheils dem vierten Stande an. Der für sie bezahlte Preis wird getheilt zwischen den Eltern und dem Herrn. In gleicher Weise müssen die Leibeigenen, welche ein Handwerk treiben (Waffenschmiede, Mattenflechter u. s. w.) ihren Verdienst mit dem Herrn theilen.

Die Mädchen werden unter allen Ständen zu Hause erzogen, während man die Knaben der drei freien Stände schon in frühester Jugend fremder Obhut anvertraut, um sie vor elterlicher Verzärtlung zu wahren. Sind sie so weit herangewachsen, daß sie ein Pferd satteln und die Waffen führen können, so müssen sie Pagendienste bei ihrem Atalik (Pflegevater) thun, und heißen während dieser Zeit Dsherat. Der Dsherat begleitet seinen Atalik auf allen Kriegsfahrten, wird von ihm im Reiten, Schießen und sonstigen Uebungen unterrichtet und bleibt bei ihm bis zu seiner Verheirathung, welche gewöhnlich ebenfalls durch Vermittelung des Atalik geschieht.

Zweiundfunfzigstes Kapitel.

Eine Zusammenkunft des russischen Befehlshabers der Ostküste mit tscherkessischen Häuptlingen.

In der Nähe der Festung Golowinsky[64]) hatten schon einige Tage vor unserer Ankunft tscherkessische Reiter ihr Lager aufgeschlagen, um die Landung des Kriegsdampfers, welcher den kommandirenden General an Bord führte, abzuwarten, und dann ihren Landsleuten sogleich Kunde davon zu geben.

Morgens um 8 Uhr liefen wir in den Hafen von Golowinsky ein, und Nachmittags um 2 Uhr war auch schon eine stattliche Versammlung tscherkessischer Häuptlinge und Mullah's mit großem Gefolge angekommen.

Ehe die eigentlichen Verhandlungen begannen, wurde Botschaft entsendet, um die Bedingungen festzustellen, unter welchen die Zusammenkunft stattfinden sollte.

Man vereinbarte sich über folgende Punkte: Erstens: der Schauplatz der Konferenz sollte sein außerhalb des Schußbereichs der russischen Festungskanonen. Zweitens: Die Zahl der anwesenden Tscherkessen sollte diejenige der anwesenden Russen nicht übertreffen; für den Fall, daß sich außerhalb des zur Versammlung bestimmten Kreises noch irgendwo in der Gegend Tscherkessen blicken ließen, sollte von der Festungs-Besatzung darauf geschossen werden. Drittens: Die Tscherkessen sollten ihre Waffen während der Dauer der Unter-

handlung ablegen und der Obhut russischer Soldaten anvertrauen; nur den wortführenden Häuptlingen wurde gestattet, ihre Pistolen im Gürtel zu behalten . . .

Hierauf begab sich der General mit seinem glänzenden Gefolge nach dem bezeichneten Platze, wo die Tscherkessen bereits versammelt waren.

Ein von schwellendem Rasen überkleideter Thalkessel, umragt von dichtbewaldeten Bergen, welche nach Osten eine entzückende Aussicht in das innere, von der kräftigsten Vegetation strotzende Land offen ließen — war der Schauplatz des kriegerischen Bildes, welches sich vor uns entrollte.

Etwa ein Dutzend Stühle wurden halbmonförmig aufgestellt, darauf die vornehmsten Häuptlinge und Mullah's Platz nahmen, während die übrigen Tscherkessen theils nachlässig ausgestreckt auf dem Rasen lagen, theils rechts in einiger Entfernung bei den Pferden standen.

Zur Linken standen russische Soldaten, welche bei den malerisch zusammengestellten und übereinandergelegten Waffen Wache hielten. Das war eine reiche Sammlung der prächtigsten Schaschka's (langer Säbel) und Kama's oder Kinshal's (langer Dolche).

Ein junger Krieger, welcher in den Kreis der rathpflegenden Männer treten wollte, weigerte sich den Soldaten sein Pistol abzugeben. Man machte Anstalt ihn zurückzuweisen, er stieß aber den Soldaten, der ihn am Arm berührte, stolzen Blickes mit solcher Gewalt auf die Seite, daß der Soldat in's Gras stürzte. Es entstand eine kleine Bewegung unter seinen Kameraden, auch die Häuptlinge sprangen von ihren Stühlen auf, und es drohete zu einer ernsten Verwirrung zu kommen, da der junge Tscherkeß, der Urheber des Streites, durchaus nicht zu bewegen war, das Pistol abzugeben. Als der Dolmetsch im Auftrage des Generals ihm sagte, wenn er nicht nachgeben wollte, so könnten die Ver-

handlungen überhaupt nicht beginnen, schoß er sein Pistol in die Luft ab, steckte es wieder in den Gürtel und nahm dann Platz unter den rathpflegenden Männern ohne sich weiter umzusehen und ohne weiter belästigt zu werden.

In einiger Entfernung, den halbmondförmig sitzenden Häuptlingen gegenüber, saß der General mit noch zwei oder drei anderen Offizieren höheren Ranges. Hinter ihm standen ein paar Adjutanten und ihm zur Seite stand sein Dolmetsch, ein in der Jugend gefangen genommener Tscherkeß, jetzt Lieutenant in russischen Diensten.

Etwa zehn Schritte davon lagen die übrigen Offiziere mit uns auf dem Rasen, aufmerksamen Blickes das malerische Schauspiel betrachtend. Die Häuptlinge trugen der Mehrzahl nach feine rothe Schuhe, die den leisesten Bewegungen des Fußes schmiegsam nachgaben, — enganliegende, dunkle Reithosen und den bekannten gürtelumschlungenen kaukasischen Waffenrock von blauer oder bräunlicher Farbe. Bei Einigen sah man das geringelte Panzerhemde unter dem kaftanartigen, oben aufgeschlitzten Rocke hervorschimmern. Die schwarzzottigen Pelzmützen gaben den größtentheils ernsten, gebräunten, ausdrucksvollen Gesichtern ein fast grimmes Ansehen.

Einige der vornehmeren Häuptlinge trugen gleich den Mullah's blendend weiße Turbane . . .

Das Auge weilte mit immer steigendem Wohlgefallen auf diesen breitschultrigen, kräftigen Männergestalten, wie sie da saßen in ernster Berathung über die von den Russen gemachten Vorschläge, das Loos ihrer von einer schrecklichen Hungersnoth heimgesuchten Stämme zu erleichtern.

Von Zeit zu Zeit erhob sich einer der Aeltesten von ihnen und ging auf den General zu, der dann ebenfalls aufstand, um die Gegenvorschläge anzuhören.

Der Gegenstand der Unterhandlung war ein höchst einfacher.

Die Küstenvölker verlangten nichts als freie Schifffahrt auf dem Schwarzen Meere und freien Handelsverkehr mit Trapezunt und Konstantinopel. Sie versprachen dagegen feierlich, sich für alle Zeit jeder Feindseligkeit gegen die Russen enthalten zu wollen. Der Kern- und Mittelpunkt ihrer Vorschläge war: Belästigt uns nicht, so werden wir Euch nicht belästigen.

Ein solches Argument war aber natürlich für russische Diplomatie zu einfach und ungekünstelt.

Die vielen Kriegsschiffe auf dem Schwarzen Meere und die vielen Forts an der Küste wären ja, sammt ihrer Besatzung, ganz unnütz gewesen, sobald die Beschränkungen und Hemmnisse zu Land und zu Wasser aufhörten. Wo sollte man hin mit dem vielen Baumaterial, welches überall aufgehäuft lag, um neue Festungen zu bauen und die alten zu erweitern? Wozu hätte man schon so viele Millionen verausgabt und so viele tausend Menschen geopfert? Man könnte doch unmöglich geradezu eingestehen, daß alles das nutzlos gewesen. Und was würde endlich aus den menschenfreundlichen Absichten des Kaisers, der natürlich an nichts weniger denkt, als Eroberungen zu machen, blos um sein Land gewaltsam zu vergrößern, sondern dessen Streben lediglich darauf gerichtet ist, die Völkerschaften, welche er bekriegt, zu veredeln und sie aufzuklären über ihr wahres Interesse!

Solche und ähnliche Dinge bildeten den Kernpunkt der russischen Argumente, die den Tscherkessen natürlich nicht einleuchten wollten.

Es war vorauszusehen, daß unter solchen Umständen die Unterhandlungen zu keinem Resultate führen konnten. Das Einzige, wozu der General sich verstehen durfte, um der (größtentheils durch die Absperrung erzeugten) Hungersnoth im Lande zu steuern, war das bereits bei mehren anderen Stämmen erfolglos angewandte Versprechen, Brod und reich-

liche Bezahlung allen hülfsbedürftigen Tscherkessen zu geben, welche bereit wären, an den russischen Befestigungswerken und Bauten zu arbeiten. »Das heißt — sagte Jérynbük-Bersek-Béy — hungert und verderbt, oder kommt und helft selbst mit bauen an den Zwingburgen, die Euer Land beherrschen sollen!«

Je weniger sich während des Verlaufs der in dem angedeuteten Sinne gepflogenen Unterhandlungen Hoffnung zu einem erfreulichen Ausgange zeigte, desto mehr umdüsterten sich die Blicke der wortführenden Tscherkessen.

Ueber zwei Stunden hatte die Konferenz gedauert, und noch war kein Ende abzusehen; denn wenn die Tscherkessen einmal den Weg der Verhandlungen betreten, so lassen sie kein Mittel unversucht, etwas auf diesem Wege zu erreichen.

Es war eben eine kleine Pause eingetreten; die Häuptlinge beriethen sich über einen neuen Vorschlag und gingen in lebhaftem Gespräche auf und nieder. Auch der General hatte sich erhoben, um sich etwas Bewegung zu machen. Er kam auf uns zu und sagte: »Nun, sind Sie noch nicht müde? Ich fürchte, wir werden vor dem späten Abend nicht wieder auf's Schiff kommen! Diese Verhandlungen ziehen sich immer sehr in die Länge! Ich möchte wissen, woher die Sittenschilderer des Kaukasus erfahren haben, daß es bei den Tscherkessen für unanständig gilt, sich nach Familienangelegenheiten zu erkundigen; in unserer heutigen Konferenz haben wir wenigstens eine halbe Stunde damit verloren, denn jeder der wortführenden Häuptlinge leitete seine Rede mit blumigen Artigkeiten über die muthmaßliche Anmuth und Schönheit, und mit langen Erkundigungen über das Befinden der weiblichen Angehörigen meines Hauses ein . . .«

Der General wurde plötzlich durch einen von der Festung aus abgefeuerten und in den Bergen rings donnernd wiederhallenden Kanonenschuß unterbrochen. »Was ist das?« scholl

es von allen Seiten. Die Tscherkessen sprangen auf und wollten sich der Waffen bemächtigen, die Soldaten widersetzten sich. Allgemeine Verwirrung. Der General trat auf den ältesten Häuptling zu und rief in ernstem Tone: »Ich mache Dich verantwortlich für das Betragen Deiner Leute; ich werde nachforschen lassen, was es mit dem Kanonenschuß auf sich hat, und nachher sprechen wir weiter.« Der Dolmetsch wiederholte sofort die Worte des Generals, aber es dauerte doch einige Zeit, bevor die stolzen Bergsöhne sich zur Ruhe bringen ließen, denn militairische Disziplin ist bei den Tscherkessen vollständig unbekannt.

Inzwischen kehrten die Offiziere zurück, welche in die Festung entsendet waren, um Kunde über die Veranlassung des Feuerns einzuziehen.

Der Bericht lautete: es hätte sich ein Trupp tscherkessischer Reiter in der Nähe der Festung gezeigt, und der Kommandant hätte sogleich mit Kartätschen dazwischen schießen lassen, nach der vereinbarten Bestimmung, daß sich während der Verhandlungen keine Tscherkessen in der Gegend blicken lassen sollten.

»Sind Verwundungen vorgekommen?« fragte der General.

»Soviel man wahrnehmen konnte, sind zwei Reiter gestürzt« — erwiederte der Gefragte.

Wiederum entstand eine gewaltige Aufregung unter den Tscherkessen, und die wortführenden Häuptlinge hatten große Mühe den Kriegern auseinanderzusetzen, daß der Kommandant der Festung nur der getroffenen Vereinbarung gemäß gehandelt habe.

Dem General selbst war der Vorfall sehr unangenehm. Er kannte die Tscherkessen zu gut, um nicht zu wissen, daß bei ihnen Nichts ungerächt bleibt. Es gelang ihm zwar, die Unterhandlungen noch einmal anzuknüpfen, aber man kam dabei eben so wenig zu einem Resultate wie vorher.

Mit anbrechendem Abend wurde die Zusammenkunft aufgehoben, und der Abschied trug jedenfalls ein minder freundliches Gepräge als die erste Begrüßung. Die Blicke der stolzen Krieger verhießen nichts Gutes, als sie ihre Waffen wieder umgürteten und sich auf ihre Rosse schwangen, um davon zu eilen in die heimathlichen Berge . . .

Bevor wir Golowinsky verließen, besahen wir noch das Innere der Festungskirche, welche kurz vorher der Schauplatz eines blutigen Kampfes gewesen war, wovon die durchschossenen Heiligenbilder an den Wänden noch deutliches Zeugniß trugen.

Ein Trupp Tscherkessen hatte sich im Dunkel der Nacht so nahe an die Festung herangeschlichen, daß die Kanonenkugeln buchstäblich über ihre Köpfe hinwegsausten, als die Besatzung der Andringlinge gewahr wurde und blind darauf losfeuerte.

Bevor man Zeit gefunden hatte zum zweitenmale zu laden, waren die Tscherkessen schon in der Festung und richteten hier ein solches Blutbad an, daß die zum großen Theile aus kampfungewöhnten Soldaten bestehende russische Mannschaft in die vollständigste Verwirrung gerieth und sich in regelloser Flucht in die Kirche zu retten suchte. Doch kaum die Hälfte von ihnen konnte hier ein Unterkommen finden; den Uebrigen blieb keine andere Wahl, als sich zu wehren, mit dem Muthe der Verzweiflung, oder widerstandslos zu fallen, denn die wilden Bergsöhne gaben keinen Pardon, sondern hieben Alles nieder, was ihre Klinge erreichen konnte. Schon hatten sie sich des groben Geschützes bemächtigt und eine reiche Beute von Waffen, Pulver und Blei (darum es ihnen am meisten zu thun war) in Sicherheit gebracht, und waren eben im Begriff Feuer an die Kirche zu legen, als der Priester von Golowinsky, ein kräftiger, hochgewachsener Mann, auf die Kirche zugeschritten kam in festlichem Ge-

wande, das Kruzifix hoch in der rechten und eine Fackel in der linken Hand schwingend.

Die Tscherkessen — geblendet von der ungewöhnlichen Erscheinung, die ihnen um so mehr imponirte, als der Priester durch seinen schönen Bart, seine stolze Haltung und sein blendendes Gewand sich wesentlich unterschied von den stumpfnasigen, kinnglatten, in Tracht und Gestalt roh aussehenden russischen Soldaten — standen einen Augenblick vom Kampfe ab, und unangefochten gelangte der Priester in das Innere der Kirche.

Man muß den religiösen Fanatismus der Russen aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, um ganz zu begreifen, welchen Eindruck es auf die Soldaten machte, als sie den gefürchteten Popen mit dem Kruzifix in der Hand in ihrer Mitte sahen, sie zum Kampfe anfeuernd im Namen Gottes, ihnen mit Hölle und Teufel drohend ob ihrer Feigheit, und ihnen alle Freuden des Paradieses verheißend, wenn sie muthig ausharrten im Kampfe gegen die Heiden.

Von Neuem begann ein Würgen und Morden, wie es nur Verzweiflung oder Raserei zu erzeugen vermag. Die Soldaten stürmten aus der Kirche und suchten ihre Gegner wieder im Freien auf. Die Tscherkessen warfen sich den Herausdrängenden entgegen; die Kugeln pfiffen von allen Seiten; in und außerhalb der Kirche thürmten sich Leichen auf Leichen. Angefeuert von ihrem kriegerischen Popen fochten die Russen mit solcher Wuth, daß die Tscherkessen, denen ohnedies am dauernden Besitz der Festung wenig gelegen war, nach kurzem Widerstande abzogen, um nur einen Theil ihrer Beute zu retten.

Der Priester wurde nach diesem Vorfalle von den Soldaten wie ein Heiliger verehrt, da ihn wunderbarer Weise keine Kugel getroffen hatte, obgleich er sich immer im dichtesten Handgemenge befunden.

Natürlich lieferte diese Wundergeschichte einen reichen

Stoff der Unterhaltung und Erbauung für die ganze Besatzung der Festungskette des Pontus und trug nicht wenig dazu bei, das Ansehen der Priester zu heben und die Soldaten zu stärken im Glauben an die Heiligkeit ihrer Sache.

Der Kaiser dankte dem Popen von Golowinsky in einem eigenhändigen Briefe für seine Heldenthat und übersandte ihm zur Belohnung die Schleife des heiligen Georg.

»Aber ich habe immer gehört — erwiederte ich, als wir auf unser Schiff zurückkehrten, dem Offizier, der mir obige Geschichte erzählte — ich habe immer gehört, daß es gegen Sitte und Brauch der Tscherkessen sei, nächtliche Ueberfälle zu unternehmen.«

— Das ist ganz richtig! — entgegnete mein Begleiter — auch steht dieser Fall, soweit meine Erfahrung reicht, ganz vereinzelt da, und eben weil der Kommandant an nichts weniger dachte als an einen nächtlichen Ueberfall, wurde es den Tscherkessen so leicht, die Festung zu überrumpeln. Der Kampf begann nach Mitternacht und endigte erst nach Sonnenaufgang. Uebrigens haben wir sowohl durch Ueberläufer wie auch durch einige Häuptlinge vom Stamme Tschikapu selbst erfahren, daß im Volksrathe (Medshilis) der Schapßuch die größere Zahl der Tamata's (Aeltesten) sich gegen den nächtlichen Ueberfall erklärt hatte, da es gegen die Sitte des Landes und den Brauch tapferer Männer sei, den Feind im Dunkel der Nacht anzugreifen. Aber ihre Stimme drang nicht durch, weil einige von ihnen beschuldigt waren, in gutem Einvernehmen mit den Russen zu stehen; und ein solcher Verdacht reicht hin, die mächtigsten Personen des Landes zeitweilig all ihres Einflusses zu berauben. —

Dreiundfunfzigstes Kapitel.

Barachówitsch und die gefangenen Tscherkessinnen.

(Schluß.)

Die Luft war kühl und der Himmel trübe, als wir Golowinsky verließen, um unsere Reise das Küstenland der Schapßuch entlang fortzusetzen.

Den schönsten Theil der Fahrt hatten wir hinter uns, denn wie blühend und reich an Naturschönheiten die Länder der Schapßuch und Natchokuadsch in ihrem Innern auch sein mögen, ihre Küsten tragen bei weitem nicht den großartigen Charakter wie die Küsten der Abchasen, der Ubych und Dshigeth. Die Gebirgszüge werden immer kleiner, die Vegetation wird immer dürftiger, je weiter man sich, in der Richtung nach Taman, von Golowinsky entfernt.

Da Nachricht eingelaufen war, daß uns in Gelendshik wieder tscherkessische Unterhändler erwarteten, so verweilten wir in allen dazwischen liegenden Festungen: Lasarew, Weljaminowskoje, Tenginskoje und Nowotroitzkoje nur wenige Stunden, brachten die Nacht auf dem Schiffe zu und gingen am folgenden Morgen bei dem herrlichsten Wetter in Gelendshik ans Land. Einen Theil der Mannschaft hatte der General schon während der Nacht auf Barkassen detaschirt, um unter Anführung des Kosakenoberst Barachowitsch Jagd auf ein türkisches Tschekjdermeh [65]) zu machen, welches am

Abend die Küste verlassen hatte, wahrscheinlich um die Richtung nach Trapezunt einzuschlagen.

Barachowitsch war damals der gefeierte Held des Tages unter den tschornomorischen Kosaken. Besonders durch seinen letzten glücklichen Handstreich war er hoch zu Ehren und Ansehen gekommen. Er hatte nämlich mit zwei Barkassen (welche übrigens durch das Dampfschiff, auf welchem wir uns befanden, gedeckt waren) ein türkisches Sklavenschiff genommen und achtzig Gefangene dabei gemacht, worunter etwa sechszig für türkische Harems bestimmte Jungfrauen, die bis auf weitere Verfügungen von Petersburg, in den Festungsgemächern von Gelendshik und Noworoßiesk untergebracht wurden.

Der Kampf mit der männlichen Besatzung des Schiffs war nur ein kurzer gewesen, desto mehr hatten die Kosaken aber Mühe, sich der schönen Tscherkessinnen zu bemächtigen, die sich theils auf das Hartnäckigste vertheidigten, theils in's Meer sprangen, um nicht den Russen in die Hände zu fallen. Die Meisten wurden allerdings von den nachspringenden Kosaken gerettet; aber drei oder vier Mädchen fanden doch ihren Tod in den Wellen. Die übrigen wurden in den schon erwähnten Festungen untergebracht, mit keiner günstigeren Aussicht, als in irgend einer russischen Militairkolonie das moskowitische Geschlecht verschönern zu helfen.

Wohl selten bietet sich einem Reisenden so günstige Gelegenheit dar, solch eine Menge junger Mädchen aus den unzugänglichsten Stämmen des Kaukasus beisammen zu sehen. Auch benutzte ich mit der größten Gewissenhaftigkeit die mir vergönnte Zeit, unter den schönen Harems-Rekrutinnen zu verweilen, mich mit ihnen zu unterhalten und mir das Eigenthümliche ihrer Erscheinungen einzuprägen.

Ein großes, luftiges, von rohen Säulen getragenes Gemach diente den Gefangenen zur Wohnung. Auf dem Fußboden, welcher, so weit ich mich besinne, aus gestampftem Lehm

bestand, lagen Matten und grobe Teppiche ausgebreitet. Möbeln waren, außer einigen alten Tischen und Schemeln, keine zu sehen.

Die schönen Gefangenen, welche theils nachlässig ausgestreckt, theils mit gekreuzten Beinen auf den Teppichen ruhten, erhoben sich sämmtlich, als wir das Gemach betraten. Ich schrieb dies damals dem Umstande zu, daß sich einige Generale und sonstige hochgestellte Personen in unserer Gesellschaft befanden, lernte aber später, daß jede Tscherkessin, und sei sie noch so hohen Ranges, nach dem altherkömmlichen Landesbrauche vor jedem Manne aufsteht, der in's Zimmer tritt, selbst wenn es ihr eigener Diener ist.

Man merkte es den armen Mädchen an, daß es ihnen peinlich war, von uns begafft zu werden; die Einen wandten die Köpfchen weg, wenn wir vorbeigingen, die Andern senkten den Blick zur Erde — nur Wenige von ihnen sahen uns frei ins Gesicht und antworteten ohne Zögern auf die Fragen, welche wir ihnen durch den Dolmetsch vorlegten. Ich wunderte mich, die Mehrzahl der Mädchen ganz auf türkische Weise vermummt zu sehen, da ich wußte, daß bei den Tscherkessen nur die verheiratheten Frauen das Gesicht verschleiern und eine gewisse Zurückhaltung gegen Männer beobachten, während die Mädchen sich dort mit derselben Freiheit bewegen, wie bei uns.

Man sagte mir jedoch, daß die Sklavenhändler streng darauf halten, ihre schönen Gefangenen gleich von vornherein an türkische Sitte zu gewöhnen. Ja, in Stambul ist eine besondere Vorbereitungsschule, wo die jungen Tscherkessinnen erst einen zweijährigen Kursus durchmachen müssen, ehe sie für reif erachtet werden, das Harem eines türkischen Großen zu zieren. Hier werden sie, je nach ihren Anlagen, in weiblichen Handarbeiten, in Musik und Gesang, in der persischen und türkischen Sprache unterrichtet. Die Kosten dieser, im orientalischen Sinne sehr sorgfältigen Erziehung trägt der Sklaven-

händler, der den, seinen Haremsperlen durch ihre türkische Bildung verliehenen Glanz beim Verkauf natürlich hoch in Anschlag bringt. Am liebsten ist diesen Leuten, die Tscherkessinnen schon als Kinder in die Hände zu bekommen, da sie sich dann leichter an das türkische Leben gewöhnen und empfänglicher für die Erlernung von Sprachen und Musik sind.

Auch unter unseren jugendlichen Gefangenen von Gelendshik befanden sich sechs Kinder von 8 bis 14 Jahren.

Ich würde diese Kinder, hätte ich sie in abendländischer Kleidung und in einer anderen Umgebung gesehen, unbedingt für Engländerinnen gehalten haben, so rein und gesund war ihre Hautfarbe, so regelmäßig waren ihre Züge, so schön gezeichnet ihre Augen.

Unter den erwachsenen Mädchen fand ich nur vier, die wirkliche Schönheiten in unserem Sinne des Wortes waren. Die übrigen zeichneten sich mehr durch schlanken Wuchs und durch die Kleinheit ihrer Ohren, Hände und Füße aus, worauf die Türken großes Gewicht legen.

Außer einer durchgehends schlanken Gestalt wüßte ich überhaupt nichts, was die Tscherkessinnen positiv Eigenthümliches in ihrer Erscheinung hätten, woran man sie auf den ersten Blick als Töchter ihres Landes erkennen könnte, wie z. B. eine Georgierin, eine Armenierin, eine Engländerin. Man könnte sie als Vermittlerinnen der schönen Welt des Orients und Occidents bezeichnen, da sie in Kleidung und Sitte ganz orientalisch sind, während ihr eigentliches Wesen mehr einen europäischen, ich möchte sagen germanischen Anstrich trägt. Schwarzes Haar und dunkle Augen kommen bei ihnen nicht häufiger vor, als bei uns. Unter den Gefangenen von Gelendshik hatten die meisten blondes oder helles Haar; blaue oder hellbraune Augen.

Von den Georgierinnen unterscheiden sich die Tscherkessinnen wesentlich zu ihrem Vortheil durch eine größere Leben-

digkeit des Geistes und größere Rührigkeit des Körpers. Den Georgierinnen sieht man's gleich an, daß sie schnell verblühende Blumen sind; man kann sie sich nur denken in träger Ruhe auf dem Divan hingestreckt, oder unbeweglich wie Pagoden auf dem Dache sitzend, oder feierlichen Schrittes einherschreitend, — es sei denn, daß sie, angeregt durch Gesang oder Musik, ihre kleinen Füße im lieblichen Tanzesreigen der Lesginka schwingen. Die Tscherkessinnen haben, wenn ich mich des Wortes bedienen darf, mehr Race; sie sind behender, gewecker, elastischer von Geist und Körper. Eine Georgierin kann den ganzen Tag auf einem Flecke sitzen, ohne etwas Anderes zu thun, als mit den Perlen ihrer Tschotka [66]) zu spielen; die Tscherkessinnen machen sich fortwährend mit weiblichen Handarbeiten in Haus und Küche zu thun. In diesem Lande kann kaum der tapferste Krieger durch seine Heldenthaten größeren Ruhm erlangen, als eine Frau durch besondere Geschicklichkeit im Stricken, Weben und Nähen.

Deshalb wissen die Türken die Tscherkessinnen auch vor allen Töchtern des Morgenlandes hoch zu schätzen.

Man kann sich nichts Graziöseres denken als den Anzug dieser kernigen Mädchen. — Den Kopf bedeckt ein zierliches, blau- oder silbergestreiftes Scharlachmützchen, unter welchem die meist üppigen Haare in langen Flechten hervorquellen. Ein nicht zu hoch hinaufreichendes, elegant geschnittenes Korset, gewöhnlich von blauer Seide, vorn durch Knöpfe zusammengehalten, von welchen schmale Silberstreifen auslaufen, preßt die Brust etwas mehr zusammen, als nöthig wäre. Dann bildet ein tief und festgeschlungener Gürtel den Uebergang zu dem eigentlichen Kleide (anteri), dessen Farbe immer von der des Korsets verschieden ist, und unter dem Kleide rauschen die weitfaltigen, seidenen Hosen (schalvari) hervor, welche die meist an und für sich schon kleinen und zierlich beschuhten Füße noch kleiner erscheinen lassen.

Ein Theil unserer schönen Gefangenen war, wie schon oben bemerkt, auf türkische Weise vermummt, d. h. die Mädchen hatten den oberen und unteren Theil des Gesichts mit weißen Tüchern umwunden, so daß man nur die Augen und etwas von der Nase sehen konnte. Doch that das unseren Beobachtungen keinen wesentlichen Eintrag, denn wenn man das Wort an eine der schlanken Harems-Rekrutinnen richtete, so schob sie ihr Tuch herunter, ohne bei der Enthüllung des Gesichts große Verlegenheit kundzugeben.

Besonders ein Mädchen aus dieser jungfräulichen Schaar bewegte sich mit solcher Freiheit und Sicherheit, als ob es seine Erziehung in den Salons der großen Welt und nicht in den Bergschluchten des Kaukasus erhalten hätte.

Es war dies eine der keckſten und anmuthigsten weiblichen Gestalten, die mir im Leben vorgekommen. Der schlanke, tadellose Wuchs ließ sie etwas größer erscheinen, als sie wirklich war; der Hals, der Nacken waren so edel geformt und von solcher Feinheit und Festigkeit, als wären sie für die Ewigkeit geschaffen. Ein feiner, verschlossener Mund, schelmische Grübchen in den Wangen und im Kinn, eine für Kaukasierinnen ungewöhnlich kleine Nase, große schöngezeichnete Augen, mit langen, dunklen Wimpern und ein glänzendes braunes Haar, kleine Hände und Füße — das waren ungefähr die Einzelheiten dieses wunderbaren Wesens, in dessen Zügen männliche Entschlossenheit und Ausdauer mit weiblicher Anmuth um die Herrschaft stritten.

Merkwürdig wie die ganze Erscheinung der jungen Tscherkessin, war auch ihre Lebensgeschichte.

Schon vor vier Jahren hatte sie sich einmal nach der Türkei einschiffen wollen; das Schiff, auf welchem sie sich befand, fiel jedoch nach hartnäckigem Kampfe in russische Hände, ihre Leidensgefährtinnen wurden an russische Soldaten verheirathet, während sie selbst in das Haus der Gräfin O...,

der Gemahlin eines russischen Generals in Kertsch kam, um dort als Kammermädchen ihre Haremsträume zu vergessen.

Gefesselt durch eine liebevolle Behandlung blieb sie im Hause der Gräfin etwa drei Jahre, verdrehte vielen jungen und alten Leuten den Kopf, ohne jedoch selbst den Kopf dabei zu verlieren, lernte mit fabelhafter Schnelligkeit russisch, französisch und deutsch und — benutzte dann eine sich zufällig darbietende Gelegenheit, wieder in ihre Heimat zu entkommen. Sie mußte, um ihre Flucht durchzusetzen, eine große Strecke schwimmend zurücklegen, überstand jedoch mit seltener Ausdauer alle Mühseligkeiten und Gefahren und kam glücklich in ihrer Heimat wieder an.

Hier verliebte sich ein junger Kämpe in sie, der aber bald nachher auf einem Streifzuge gegen die Russen um's Leben kam. Fast zu gleicher Zeit brach die große Hungersnoth in den Ländern der Tscherkessen aus, zunächst veranlaßt durch die Mißernte des Jahres 1844.

Die jungen Mädchen suchten schaarenweise nach der Türkei zu entkommen und auch unsere Heldin benutzte die erste Gelegenheit, um sich wieder nach Trapezunt einzuschiffen; das Schiff wurde von Barachowitsch genommen und die schöne Tscherkessin fiel abermals in die Hände der Russen.

Was später aus ihr geworden ist, weiß ich nicht; sogar ihren Namen habe ich vergessen, während ihre Gestalt mir — wie sicherlich Jedem, der sie nur einmal gesehen — lebendig im Gedächtniß geblieben.

* * *

Es war zu Ende des Maimondes, an einem schönen, sonnigen Tage, als unser Schiff im Hafen von Kertsch (Kaffa, Pantikapäum) vor Anker legte. An meinen kurzen Aufenthalt in dieser ganz modern und luftig gebauten, blos durch die ausgegrabenen Denkmäler an ihr hohes Alterthum erinnernden Stadt, knüpfen sich — Dank der gastfreundlichen Liebenswürdigkeit des vortrefflichen Generals von Budberg, des ehrwürdigen Admirals von Berg und des Gouverneurs, Fürsten Cherchwulidsew — nur freundliche und liebe Erinnerungen.

Anfangs gedachte ich, die Stadt und ihre Alterthümer, sowie meine Weiterreise über die Krimm und Odessa nach Konstantinopel in derselben Weise zu schildern, wie ich meine Herreise geschildert, aber aus zwei gewichtigen Gründen bin ich von diesem Vorhaben zurückgekommen. Einmal ist meine Zeit auf lange hinaus durch andere Arbeiten in Anspruch genommen, und dann steht zu erwarten, daß die neuesten kriegerischen Ereignisse zu besseren, jedenfalls vollständigeren Schilderungen der Krimm Anlaß geben werden, als ich nach meiner flüchtigen, schon viele Jahre hinter mir liegenden Reise zu bieten vermöchte.

* *
*

Als ich Abschied nahm von Gjül-Bassar, wollte mir der Rosenköpfige einen Geleitspruch mit auf den Weg geben.

Wir hatten gerade kein Buch bei der Hand, und trieben bei dem Schiffsvolk eine alte russische Bibel auf. Gjül-Bassar nahm die Bibel, öffnete sie, und seine Hand fiel auf die Stelle, wo geschrieben steht: »Wie ein Knecht sich

sehnet nach dem Schatten, und ein Tagelöhner, daß seine Arbeit aus sei, also hab' ich wohl ganze Monate vergeblich gearbeitet, und elender Nächte sind mir viele geworden.«

Und es ward aus Abend und Morgen der tausend und erste Tag!

(Zum Schlusse sei nochmals daran erinnert, daß die persönlichen Erlebnisse und Beobachtungen, auf welche die vorliegenden Schilderungen sich gründen, jetzt gerade um zwanzig Jahre hinter mir liegen und daß seit der Zeit nicht blos die Zustände im Kaukasus, sondern auch meine Ansicht darüber sich vielfach verändert haben. Dies Werk ist deshalb in keiner Weise als ein Bild der Gegenwart, sondern als ein Bild der Vergangenheit der Länder, durch welche es den Leser führt, zu betrachten. In Rußland hat sich im letzten Jahrzehend, seit Aufhebung der Leibeigenschaft, ein großer Umschwung zum Bessern vollzogen. Im Kaukasus hat der Krieg aufgehört und somit auch der Krieg der Meinungen darüber. Die tapfersten Stämme der westlichen Gebirgsabhänge haben es vorgezogen, ihre uralten Wohnsitze, die sie inne gehabt soweit die Geschichte zurückreicht, zu verlassen und nach der Türkei auszuwandern, statt sich den Russen zu unterwerfen, denen dadurch der Kaukasus eine um so festere Basis ihrer kräftigen Machtentwicklung nach Osten und Westen geworden ist.)

(Zusatz vom Jahre 1865.)

Anmerkungen.

1) Arba — ein asiatischer Wagen mit nur zwei Rädern von riesiger Höhe.

2) Pristaff — Beamter, Inspektor.

3) Plow oder Pillau — der oft erwähnte, eigenthümlich zubereitete Reisbrei, ein Lieblingsgericht der Asiaten.

4) Keschisch-Oglu bedeutet Priestersohn.

5) Ein höchst einfaches Saiten-Instrument, welches bei den Armeniern und Tataren dieselbe Rolle spielt, wie die Gusli bei den Slaven.

6) Zur Erklärung dieser Stelle muß bemerkt werden, daß in Armenien die Ochsen zum Dreschen des Korns, wie überhaupt zum Pflügen ꝛc. gebraucht werden. Ein großes, unten schachbrettartig zugerichtetes Stück Holz wird über das in der Tenne ausgebreitete Korn gezogen und die vorgespannten Ochsen werden dabei an den Ohren gezogen, um sie anzutreiben. Allahwerdy konnte seine Verachtung des Keschisch-Oglu nicht kräftiger ausdrücken, als durch dieses Bild.

7) Anahid — die armenische Venus. Einige armenische Gelehrte, u. A. Cirbied und Martin, wollen diesen Namen in Verbindung bringen mit der griechischen Diana, da Anaïd rückwärts gelesen Diana heißt.

8) Lokman ist zu einer mythischen Person geworden, welche in einigen Theilen des Orients als der Inbegriff aller Weisheit, in andern Theilen als der Inbegriff aller Heilkraft, im Munde des Volks fortlebt. Ich habe mich durch eigene Erfahrung überzeugt, daß man in den christlichen Ländern des Kaukasus, unter den Armeniern und Georgiern, wo jedes Kind den Namen Lokman im Munde führt, von der arabischen Sage des Lokman Abu Anam nichts weiß, sondern den Namen von einem angeblich deutschen Arzte herleitet, der vor

Jahrhunderten im Kaukasus gelebt und durch seine Wunderkuren weit und breit berühmt geworden sein soll.

Abowian von Erivan, ein in der armenischen und tatarischen Sprache tüchtig geschulter, der arabischen Literatur aber ganz unkundiger Armenier, schrieb mir bezüglich der in den Liedern des Keschisch-Oglu vorkommenden Anspielungen auf Lokman wörtlich was folgt:

„Der Name Lokman spielt in den asiatischen Sprachen dieselbe Rolle, wie der des Hypokrates in den europäischen. Hat ein Arzt eine glückliche Kur vollbracht: das ist ein wahrer Lokman! heißt es von ihm. Liegt Jemand an einer schweren Krankheit darnieder: da vermag nur ein Lokman zu heilen! sagen die Leute. Solchergestalt hören Sie diesen Namen, sowohl unter der islamitischen wie unter der christlichen Bevölkerung des Landes, täglich aussprechen, und zwar bis in die untersten Volksschichten herab, ohne daß Jemand ehrlich Rechenschaft zu geben wüßte, woher der Name gekommen. Das Kind hat ihn von der Mutter gehört und die Mutter von der Großmutter. Was ich Ihnen davon sagen kann ist dieses: Wahrscheinlich ist ein deutscher Arzt H o f f m a n n damit gemeint, dessen Namen die Tataren und Armenier nach der ihnen bequemeren Aussprache in Lokman umgewandelt haben. Dieser H o f f m a n n soll — Gott weiß wann? aber doch nicht vor zu langer Zeit — im Kaukasus gelebt und große Wunderkuren vollbracht haben, also daß sein Ruhm durch ganz Asien erscholl und er weit umherpilgern mußte, um die Kranken zu heilen. Man erzählt sich in Tiflis noch heutzutage folgende Anekdote von ihm. Als Lokman in dieser Stadt angekommen war und auf den Basar gehen wollte, wurde ihm der Weg versperrt durch eine endlose Reihe hochbeladener Arba's (zweirädrige Fuhrwagen). Lokman fragte, was in diesen Arba's enthalten sei? Man antwortete ihm: F i s c h e. „Dann — sagte er — wird es viel für mich hier zu thun geben!“ Und also sprechend bog er in eine andere Straße ein. Aber auch hier wurde ihm der Weg versperrt durch eine endlose Reihe von Arba's hochbeladen mit gefüllten Schläuchen. Lokman fragte, was in diesen Schläuchen enthalten sei? Man antwortete ihm: Wein. „Dann — sagte er — ist hier meines Bleibens nicht. Wo so gute Arznei in solcher Fülle vorhanden ist, da ist die Kunst des Arztes überflüssig.“ Und also sprechend verließ er die Stadt, trauernden Antlitzes.“

Ich habe diese Geschichte, genau wie sie hier erzählt ist, später

öfter in Tiflis gehört. Sie ist dort so in's Volk gedrungen, wie kaum eine andere Sage des Orients. Unter den Tifliser Weintrinkern ist es gäng und gebe zu sagen: „Wenn Lokmani Hekim (Arzt Lokman) den Wein das beste Heilmittel für Fischkrankheiten genannt hat, wie soll man da nicht die Klugheit der Georgier rühmen, die ihre Kinder schon von Jugend auf an den Genuß des Weines gewöhnen."

Thatsache ist es — nebenbei bemerkt — daß in Georgien die Kinder oft schon in der Wiege Wein zu trinken bekommen.

* *
*

Nach Darlegung dieser georgisch-armenischen Version der Lokman-Sage (denn Geschichte kann man nichts von alledem nennen, was über Lokman bekannt geworden) bin ich es der großen Mehrzahl meiner Leser schuldig, auf die arabische Sage von Lokman zurückzukommen, derzufolge Lokman Abu Anam, mit dem Beinamen al Hakim (nach der türkischen Aussprache Hekim) d. i. der Weise (was zugleich den Begriff der Arzneikunde in sich schließt), als der einzige Fromme aus dem Stamme Ad, als dieser von Gott vertilgt wurde, am Leben blieb. Es wurde ihm von Gott die Wahl gelassen, ob er so lange leben wolle, als der Dunst von sieben Gazellen in einer Gebirgshöhle dauern würde, oder als sieben nacheinander folgende Geier lebten. Lokman Abu Anam wählte das Letztere und lebte darauf bis zur Zeit Davids, ja — nach andern Berichten — bis zur Zeit des Propheten Jonas. Und er hatte seine Wohnung zu Ramah bei Jerusalem, wo er auch begraben liegt.

Nach andern arabischen Schriftstellern war Lokman ein Weiser, hocherfahren in der Rechtskunde und als Richter im Lande lebend bis zu den Zeiten Davids, des Sänger-Königs. Noch andere Sagen lassen ihn einen Zimmermann, und wieder andere einen aus Egypten entlaufenen Sklaven gewesen sein, von schwarzer Farbe, mit dicken Lippen und Säbelbeinen. In ähnlicher Weise gehen die Vermuthungen fort bis in's Unendliche.

Bekannt ist, daß Lokman als Dichter der orientalischen Thierfabel von einigen Gelehrten (u. A. Ch. A. Neumann) für identisch gehalten wird mit Aesop, da die meisten arabischen Fabeln den griechischen sehr ähnlich sind. Ob nun die Griechen ihre Fabeln von den

Arabern entlehnt haben, oder die Araber von den Griechen? Ob Aesop vor Lokman gelebt oder Lokman vor Aesop? Ob der Lokman der Sage identisch sei mit dem Lokman des Koran? rc. rc. Ueber alle diese zweifelhaften Punkte sind eine Menge gelehrter Abhandlungen geschrieben worden, auf welche wir hier nicht näher eingehen können.

Wir bemerken hier nur zum Schluß, daß die 31. Sure des Koran den Namen Lokman als Ueberschrift trägt und daß hierdurch allerdings die Vermuthung einige Wahrscheinlichkeit erhält, es habe lange vor Muhamed ein Mann Namens Lokman gelebt, der durch seine Weisheit sich einen Namen im Lande zu machen wußte.

9) Ein Beweis besonderer Auszeichnung bei den Gebirgsvölkern sowohl des Ararat wie des Kaukasus.

10) Alef, der Anfangsbuchstabe des arabischen Alphabets, wird häufig von den Dichtern des Morgenlandes gebraucht, um den schlanken Wuchs eines Mädchens zu bezeichnen.

11) Schwarze Flecke gelten als eine Hauptzierde der Frauen im Orient. Diejenigen, welche von der Natur nicht mit dieser Zierde bedacht sind, suchen auf künstliche Weise solche Schönheitsflecke zu erzeugen, indem sie Stirn, Wangen, Kinn, Hals und Brust mit Nadeln durchstechen, und dann eine dunkelblaue Tinktur hineintröpfeln.

12) Bekanntlich beten die Kurden, welche größtentheils zu den Jesiden oder Teufelsverehrern gehören, gar nicht zu Gott, nach dem Grundsatze, der gute Geist werde ihnen ohnehin nichts zu Leide thun.

13) Vergl. Erman's Archiv 4. Heft 1842.

14) Es ist damit der David unserer Bibel gemeint, von welchem die georgische Dynastie der Bagratiden ihr Geschlecht herleitet.

15) Dies ist die georgische Form für die Namen David und Konstantin.

16) Das Volk der Georgier zerfällt in Thawads (Fürsten); Asnaours (Edelleute); Wadschars (Kaufleute); Mtschachurs (Dienst-eigene); Glechi (Edelleute); und Mona, oder eigentliche Sklaven.

17) Dieses bezieht sich auf eine orientalische Sitte (oder besser: Unsitte), worüber weitere Aufklärung für belesene Männer unnöthig, und für Damen ganz überflüssig ist. Leider bildet diese Unsitte auch noch heute eine Schattenseite georgischen Lebens.

18) S. Parrot, Reise zum Ararat I. 1. (1834).

19) Mtzchetha, alte Hauptstadt von Georgien, so benannt nach ihrem Gründer Mtzchethos, Sohn des Karthlos. Bis zur Mitte des fünften Jahrhunderts nach Christi soll Mtzchetha die blühendste Stadt des Landes und Residenz der Herrscher gewesen sein. Um diese Zeit entdeckte der König Gurgarslan auf einem Jagdzuge die warmen Quellen des heutigen Tiflis und ließ daselbst eine Stadt bauen, welche er später zur Hauptstadt des Landes und zu seiner Residenz erhob.

20) Den Kopfputz ausgenommen, welcher die schon von Natur sehr kleine und unbedeutende Stirn der Georgierinnen noch bis zur Hälfte verhüllt.

21) Ich folge hier der Schreibweise, welche Brosset der Jüngere in seiner französischen Uebersetzung der geographischen und historischen Werke des Zarewitsch Wachuscht eingeführt. Unter dem Volke hörte ich das Wort immer Uplos-Ziche aussprechen.

22) „In fernen Wildnissen, ungesehen von den Augen der Menschen, zieht sie ihre Blumen und breitet über die Erde ihr sammetnes Grün; klare Bäche rieseln durch die Wüsteinsamkeit — ihr musikalisches Wellengemurmel verhallt unverstanden von den Bewohnern der Wildniß.“

23) Zur kartwel'schen Race gehören:

a) die Georgier,
b) die Imerier,
c) die Gurier,
d) die Mingrelier,
e) die Suanen (Suaneten).

Alle diese Völker sind Zweige Eines Stammes und bildeten einst, nebst vielen andern, Einen großen Staatskörper, dessen Haupt Georgien war. Ebenso sind die Sprachen, die sie reden, Töchter Einer Mutter, der georgischen Sprache, deren Herrschaft sich während der kurzen Blütezeit Georgiens vom Schwarzen bis zum Kaspischen Meere, vom Terek bis zum Araxes erstreckte. Die Unterschiede, welche sich im Laufe der Jahrhunderte unter den Völkern kartwel'scher Race in Sprache, Physiognomie und Sitte erzeugt haben, sind das natürliche Resultat ihrer geographischen Lage, sowie des Einflusses, welchen sie bei ihrer steten Berührung mit den kriegerischen Nachbarvölkern ausgesetzt waren. S. darüber: Bodenstedt, die Völker des Kaukasus. 2. Aufl. Berlin bei Decker 1854.

24) „Das älteste Griechenland und die ältesten griechischen (ich sage nicht hellenischen) Städte sind nicht im Peloponnes, nicht in Attica oder Doris, sondern in den Thälern des Kaukasus zu suchen, so wie man dort auch die Namen Aethiopia, Europa, Lybia und die meisten Benennungen der Flüsse und Landstrecken des nachherigen europäischen Griechenlands zuerst entdecken kann. (Kanngießer, Alterthumswissenschaft T. II. p. 161 ff.) Hier war Trapezus am Meeresufer eine der frühesten Anlagen des alten pelasgischen Griechenvolks, und Eugenicus der Byzantiner und Bessarion der Trapezuntier sagen eine große Wahrheit, wenn sie dieselbe die älteste und berühmteste Stadt des Orients (im Sinne der Griechen) nennen. Den Zeitpunkt ihrer ersten Gründung chronologisch zu bestimmen, ist eine Unmöglichkeit. Er fällt weit über den Kreis der urkundlich bekannten Geschichte in das Gebiet der Sagenwelt hinüber, wo Sumpf und Finsterwald die Oberfläche des öden, von Wilden kümmerlich bewohnten Europa bedeckte, und die Thäler des kaukasischen Isthmus der westlichste Kulturpunkt des menschlichen Geschlechtes, der Occident desselben heißen konnten, dessen kleine Staaten in der Folge den Ueberfluß ihrer Bevölkerung in die leeren und unbekannten Gegenden abendwärts entluden. Daß diese Einwanderer häufig mit ihren Sitten zugleich die Benennung von Stadt, Fluß, Gebirg und Gegend aus der verlassenen Heimat in die neuen Wohnsitze übertrugen, liegt schon in der Natur einer Uebersiedelung in fremde Erdstriche, und wird auch dadurch noch beurkundet, daß man Städte- und Ländernamen, die ursprünglich am Kaukasus erscheinen, längs der ganzen Bergkette vom Schwarzen Meere bis zur Südspitze des Peloponnesus auf der einen, und bis zu den Säulen des Herkules auf der andern Seite wiederfinden kann.“

Fallmerayer, Geschichte des Kaiserthums von Trapezunt. (München 1827.) p. 3.

25) Der nach dem Namen des Landes gebildete Titel, welchen die Fürsten oder Statthalter von Guria führten.

26) Georgische Silbermünze; ein Abbas hat den Werth von 6 Silbergroschen.

27) Maslenitza — Butterwoche, so heißt die Woche, welche den großen Fasten der Russen vorhergeht, und in welcher durchgängig sehr wüst gelebt wird, besonders in der handeltreibenden Klasse.

28) Korrumpirt von dem französischen Worte traiteur, und auch der Bedeutung dieses Wortes entsprechend.

29) Eine der Hauptstraßen der innern Stadt von Moskau.

30) Kitaïsky Gorod — die chinesische Stadt. So heißt die eigentliche City von Moskau.

31) Schaschka — Tscherkessensäbel.

32) Bekannter in der Türkei unter dem Namen Nekrassowzen.

33) In meinen früheren Schriften: „Die poetische Ukraine" und „Die Völker des Kaukasus" findet der Leser Ausführlicheres über die Kosakenstämme.

34) Samursachan erhielt seinen jetzigen Namen von einem aus der Königsfamilie von Abchasien stammenden Herrscher, Mursa-Chan.

35) Der Ausdruck Keef machen (keef élimäkj) ist bei den Türken und Tataren dem italienischen dolce far niente gleichbedeutend.

36) Eine genaue Abbildung des Tempels und seiner Umgebung findet der Leser in meinem Werke: „Die Völker des Kaukasus" 2c.

37) Die Kirche wurde unter Justinian, folglich im sechsten Jahrhundert erbaut.

38) Seit dem im Herbst 1847 abgeschlossenen Traktat zwischen Tscherkessen und Russen wurde bekanntlich der Sklavenhandel eifriger als je getrieben, und von den Russen nicht allein geduldet, sondern auch begünstigt — weil es ihr Vortheil erheischte. Die Menschenliebe des Kaisers übte ihren Einfluß nur zu Gunsten der schwarzen Sklaven, weil diese dem russischen Interesse zu fern lagen.

39) Murawiew, einer der ausgezeichnetsten russischen Generale der neuesten Zeit.

40) Béy (Fürst), ein Titel, der hier dem Namen eines jeden bedeutenden Mannes angehängt wird.

41) Wird eigentlich geschrieben Arslan-Béy, d. h. der Löwenfürst. Ich habe die Schreibweise der üblichen Aussprache, Asslan, anbequemt.

42) Die Schapssuch sind die rohesten aller Tscherkessenstämme.

43) Unterkleid.

44) Delikan — ein junger Heißblut. Jeder rüstige junge Tscherkeß heißt ein Delikan.

45) Aelteste.

46) Die Tscherkessen bilden bei ihren Berathungen immer einen Kreis.

47) D. h. der einflußreichste und gewiegteste Redner im Rathe der waffentragenden Männer.

48) Medshillis — die Versammlung oder der Rath.

49) Atalik — Pflegevater. Die Söhne der Tscherkessen werden nicht bei den Eltern erzogen, sondern schon frühe in die Obhut eines Ataliks gegeben, wo sie bis zu ihrer Verheirathung bleiben.

50) Eine Art Branntwein.

51) Röcken.

52) Jedenfalls der ungünstigste Augenblick, um einen Tscherkessen zu sehen. Der Tanz ist die Glanzseite der Tscherkessen nicht. Jedes Volk hat seine unglücklichen Augenblicke, wo es außergewöhnlich dumm aussieht, so z. B. der Deutsche, wenn er sich barbieren läßt, der Russe wenn er betet, der Tscherkeß wenn er tanzt. Die armen Mädchen gerathen oft in Gefahr, zerquetscht zu werden bei diesem Vergnügen.

53) Herrin.

54) Arkan — eine Art Schlinge, welche die Tscherkessen immer mit sich führen und dieselbe schon auf einige Entfernung so geschickt zu werfen wissen, daß sie russische Soldaten damit in derselben Weise fangen, wie man in der Steppe die wilden Pferde fängt.

55) General Murawiew — einer der tapfersten russischen Offiziere, früherer Befehlshaber an der Tscherkessenküste.

56) Elborus.

57) Käbin — der Kaufpreis. Bei den Tscherkessen muß der Bräutigam die Braut vom Vater erkaufen. Nie bekommt ein Mädchen hier Vermögen mit. Ihre einzige Aussteuer besteht in Kleidern und Putzsachen. Eine Spekulationsheirath ist hier zu Lande etwas vollständig Unbekanntes. Der Werth einer Jungfrau richtet sich nach ihrem Stande, ihrer Schönheit und ihren häuslichen Tugenden. Wenn es daher bei den Tscherkessen heißt: das Mädchen ist tausend Ochsen werth! so ist das eine sehr schmeichelhafte Phrase, die aber ganz die entgegengesetzte Bedeutung hat wie bei den Engländern, wo das Werthsein bekanntlich den Besitz andeutet, wie z. B. he is worth a million: er ist ein Millionair.

58) Schleier. Mit dem Eintritt in die Ehe müssen die Frauen den Schleier anlegen.

59) Aoul — Tscherkessendorf.

60) Die Völker des Kaukasus ꝛc. ꝛc. Ein Beitrag zur neuesten Geschichte des Orients. 2. Aufl. Berlin bei Decker. 1854.

61) Vergl. das mythologische Fragment im 2. Kap. des 2. Bandes der „Völker des Kaukasus“.

62) Ich theile den französisch geschriebenen und mit einigen russischen Phrasen durchflochtenen Brief Gleboff's hier mit, ohne an den darin vorkommenden sprachlichen Unrichtigkeiten etwas zu ändern.

Ce 9. Octobre 1843.

Mon cher Bibikoff!

Je crains que ce billet ne tombe dans les mains de cet animal Attachikoff, car il m'est défendu d'écrire autrement qu'en russe. J'ai éprouvé les sensations d'être fouetté, même plusieurs fois; vous concevez donc bien d'où vient cette crainte. **Ногайка не свой братъ.** [1]) Voilà les prix marqués par ces gueux pour notre délivrance: ma personne est estimée à deux mille roubles argent; votre garçon cent roubles argent. Ils ont baissé furieusement le prix, mais auparavant le dégagement, ou plutôt le rachât, s'élevait à 15000 roubles. Ils céderont encore. Si on pouvait arranger un échange ou troque contre le prisonniers qui se trouvent chez nous? Cela ne serait pas mal. Mais au plus vite! car cette maudite existence, avoir bras et jambes liées, cravate de fer au cou, tout cela, vous conviendrez, ne présente pas beaucoup d'agréments; d'ailleurs, se trouver sous la dépendance de ce misérable Attachikoff me rend la vie plus que dure. Comme de raison tous ce que je possédais, l'argent ainsi que les papiers sont tombés dans les pattes de ce traitre, décachetés et lus, outre le rapport dans lequel il s'agissait de Salitoff, que j'ai brulé, et encore un assignat de cent roubles. Cet argent appartenait probablement à Alexandre Ivanovitsch; je l'ai fourré sous le pan de mon surtout, le seul vêtement qui me reste. D'abord j'ai cru que le contenu

1) **Nogaika ne sswoi bratj:** Die Nogaika (Peitsche) ist nicht mein Bruder; d. h. ich mag nichts damit zu schaffen haben.

de ces papiers produirait un certain effet. Non! après les avoir lu, il me demandait; **только то? поклонисъ покорнеише Алекс: Семен:**[1]) et prie le, mon cher ami, d'être mon defenseur auprès d'Alex. Ivanovitsch[2]). Il pourrait croire, que j'ai été fait prisonnier faute de mon étourderie. Je n'avais pas de convoi, oui! mais qui aurait pu croire qu'à 40 verstes de Stavropol, en plein jour, sur la grande route, les brigands pourraient me saisir! Jamais cette idée ne m'est venue, surtout à moi, qui ai fait cette route peut-être une vingtaine de fois. Durant mon séjour ici j'ai amassé des connaissances des nouvelles que je vais vous donner: J'ai traversé le pays des Carbadiens fugitifs; j'y rencontrais nos soldats et c'est de ces fuyards que j'ai pris ces renseignements; quelques uns des habitants m'ont récité la même chose. Chamil a l'intention de tomber avec toutes ses forces sur la petite Cabarda; les Abaséks doivent le secourir de ce côté, car il n'attend que le moment favorable pour exécuter son projet; au reste, ce n'est pas une nouvelle, on s'attend à cela depuis très-longtemps. Quant au secours des Abaséks — **ну гдѣ мнѣ дуракимъ пить чай? да еще цьѣтный!**[3]) Encore une prière: N'oubliez pas de rappeller Verbitzky au souvenir d'Alexandre Ssemenovitsch. **Брата не забють.**[4])

Tout à toi

Michel.

Je serais resté ici en cas que les autorités trouveraient utile la prolongation de mon séjour dans cè pays. En tout cas je voudrais bien retourner.

Gléboff.

1) Tolko to? — blos das? — pokloniss pokornéische u. s. w.: grüße ergebenst Alexander Ssemenowitsch. Es ist damit General Traskin gemeint, der damalige Chef des Generalstabs in Tiflis. Traskin fiel später in Ungnade und wurde zur Strafe als Kurator an die Universität von Charkow versetzt.

2) Es ist damit H. v. Neidhart, der damalige Oberbefehlshaber, gemeint.

3) Nu gdjé mnjé durakim pitj tschai? Wo soll ich armer Schelm jetzt Thee trinken? da jeschtscho zwétnuy! und noch obendrein Blütenthee!

4) Brata ne sabütj — vergiß meinen Bruder nicht (zu grüßen).

Bodenstedt, Friedrich,

Tausend und ein Tag im Orient

Bd.: 3

Berlin (1865)